Kriegs-Echo

Nr. 75 Wochen-Chronik 10 Pf.
(15 Heller)
14. Januar 1916 Ullstein & Co

England und seine Verbündeten

Dieses war die erste Rechnung Englands: schnelle entscheidende Schläge der Russen und Franzosen gegen die überraschten und durch Uneinigkeit geschwächten Mittelmächte, die von England vor völliger Vernichtung errettet werden und dankbaren Herzens sich als Werkzeuge gegen das übermächtig gewordene Rußland verwenden lassen. . . . Es kam anders. . . .

Dieses war die zweite Rechnung: langsames Abwürgen des deutschen Volkes durch Abschneiden von Nahrungsmitteln und Rohstoffen. England liefert seinen Verbündeten gegen gutes Geld Waffen und Munition und nährt das Kriegsfeuer auf dem westlichen Hauptkampfplatz durch ständiges Zugießen möglichst kleiner Dosen von farbigen und weißen Truppen, während es seine Kraft darauf konzentriert, seine reiche Sammlung wohlfeiler Gelegenheitserwerbungen in entfernten Meeren und Ländern zu vergrößern und die Erbschaft des deutschen Welthandels anzutreten. . . . Es kam anders. . .



Berlin = Konstantinopel . . .
Beseitigung einer Sperre, die von den Serben durch Aufeinanderfahren zweier Züge herbeigeführt wurde

Und jetzt? Es sieht so aus, als habe man in London aufgehört, zu rechnen. Noch im Herbst sprach Lord Curzon von dem Vierverband als von einem Gespann feuriger Pferde, dessen Leitung selbstverständlich die Sache der englischen Politik sei. Der kurzsichtige Edward Grey als neuer Egmont, „mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken“ . . . Das Verhältnis hat sich durch die lange Reihe der englischen Mißerfolge gründlich gewandt. England war einmal der Diktator im Reich der Gegner, aber jetzt diktieren die anderen. Sie wollen nicht die Dummen sein, die sich für das Inselreich opfern, das fern vom Schuß bleibt. Und sie wissen in steigendem Maße die Waffe der Erpressung zu verwenden. Geld und immer wieder Geld fordern Rußland und Italien. Frankreich aber zeigt auf seine klaffenden Wunden und fordert Blut. Wozu hat man die wunderschöne Einrichtung der gemeinsamen Kriegsräte, die dazu dienen sollten, den Mangel innerer Uebereinstimmung durch äußere Bindungen zu ersetzen! Statt dessen haben sie offenbar den Russen, Franzosen und Italienern, vielleicht auch den Belgiern und Montenegrinern, willkommene Gelegenheit geboten, dem reichen, dicken John Bull seinen roten und goldenen Lebenssaft unzenweis abzuzapfen. Die Wehrpflicht ist dem verwöhnten Herrn geradezu in tiefster Seele zuwider. Aber aus Paris kamen immer dringlichere Mahnungen, die Clemenceau sogar in die Form verletzenden Hohnes zu kleiden ungestraft wagen durfte.

„Ich gebe zu,“ sagte der alte Tiger, „daß es sehr angenehm ist, schöne, gut ausgerichtete Soldaten vorbeiziehen zu sehen, die sich beim Klang der Trommeln und Flöten für die andern töten lassen. Viele Briten erfüllt solcher Anblick mit großem Stolz, besonders, wenn sie dabei erwägen, daß sie mit ihrer Flotte und gestützt auf ein für Geld geworbenes Heer die schönsten Erdteile erobern und behalten konnten. Aber die Geschichte der Menschen kann nicht stillstehen, damit ein Teil, wenn auch ein sehr wichtiger, des Menschengeschlechts in seinen friedlichen Gewohnheiten nicht gestört wird, ein Teil des Menschengeschlechts, der, nachdem er das größte Reich der Erde auf dem Recht der Eroberung begründet hat, nun den Anspruch erhebt, im Verlauf einer schönen zivilisatorischen Unternehmung haltzumachen, lediglich deshalb, weil es einigen gefällt, sich den Angelegenheiten ihres Hauses zu widmen, während sie anderen die Aufgabe überlassen, Großbritannien zu verteidigen, indem sie sich von den Kanonen Wilhelms II. dezimieren lassen.“

Die Vorlage, die Asquith innerlich widerstrebend gegen gewaltige Gegnerschaft durchsetzte, ist nur der Anfang, Frankreich wird weiter bohren, wird vielleicht gar nicht anders können, und die Briten, die erst einmal A und B gesagt haben, werden die weiteren Buchstaben in immer schnellerem Tempo absolvieren. . .

Noch sperren sie sich, wie eine Londoner Mitteilung verrät, wonach wieder einmal darüber beraten wird, „in welchem Verhältnis England in bezug auf finanzielle Beihilfe, Geschoßlieferung und Soldaten am Kriege teilnehmen soll“. Denn, so erklärt der „Daily Chronicle“, wenn Englands Zuschuß an Soldaten nicht begrenzt werde, so könne es nicht fortfahren, seinen Verbündeten Anleihen in demselben Umfang wie bisher zu gewähren. Das ist keine leere Ausrede. Ein unterrichteter New-Yorker Bankier schrieb dem Londoner „Economist“ am 25. Dezember 1915:

Ich bin häufig gefragt worden, wie lange das so weitergehen kann, ohne England in Bankrott zu stürzen. Natürlich habe ich den Leuten erzählt, daß der Bankrott Englands eine Unmöglichkeit sei, und habe ihnen Tatsachen und Zahlen über Englands Reichtum angegeben. Ob ich nun andere überzeuge oder nicht — mich selbst zu überzeugen, fällt mir außerordentlich schwer, weil mir scheint, daß eine finanzielle Krisis nach nicht gar zu langer Zeit eintreten muß.

Stöhnend, und fast schon weinend ruft John Bull seinen Verbündeten zu: „Geld oder Soldaten.“ Aber die Antwort bleibt unerbittlich: „Geld und Soldaten.“ Wohl könnte er den Spieß umdrehen und seinerseits mit Sonderfrieden drohen, aber es gibt kein Zurück für die Staatsmänner, die durch eine Politik der Lügen den maßlosesten Chauvinismus erweckt und namentlich in den sprachverwandten Kolonien eine förmliche Raserei des Hasses und des Hochmuts erzeugt haben, so daß ein ungünstiger Friede die gefährlichsten Rückwirkungen auf das „größere Britannien“ haben müßte.

Da steht nun der Wagenlenker. . . Die Bremse versagt, und unsichtbare Geister peitschen die erregten Pferde. Kein Weg führt zurück, und vor sich sieht er den Abgrund . . .

Der Streit um die Wehrpflicht

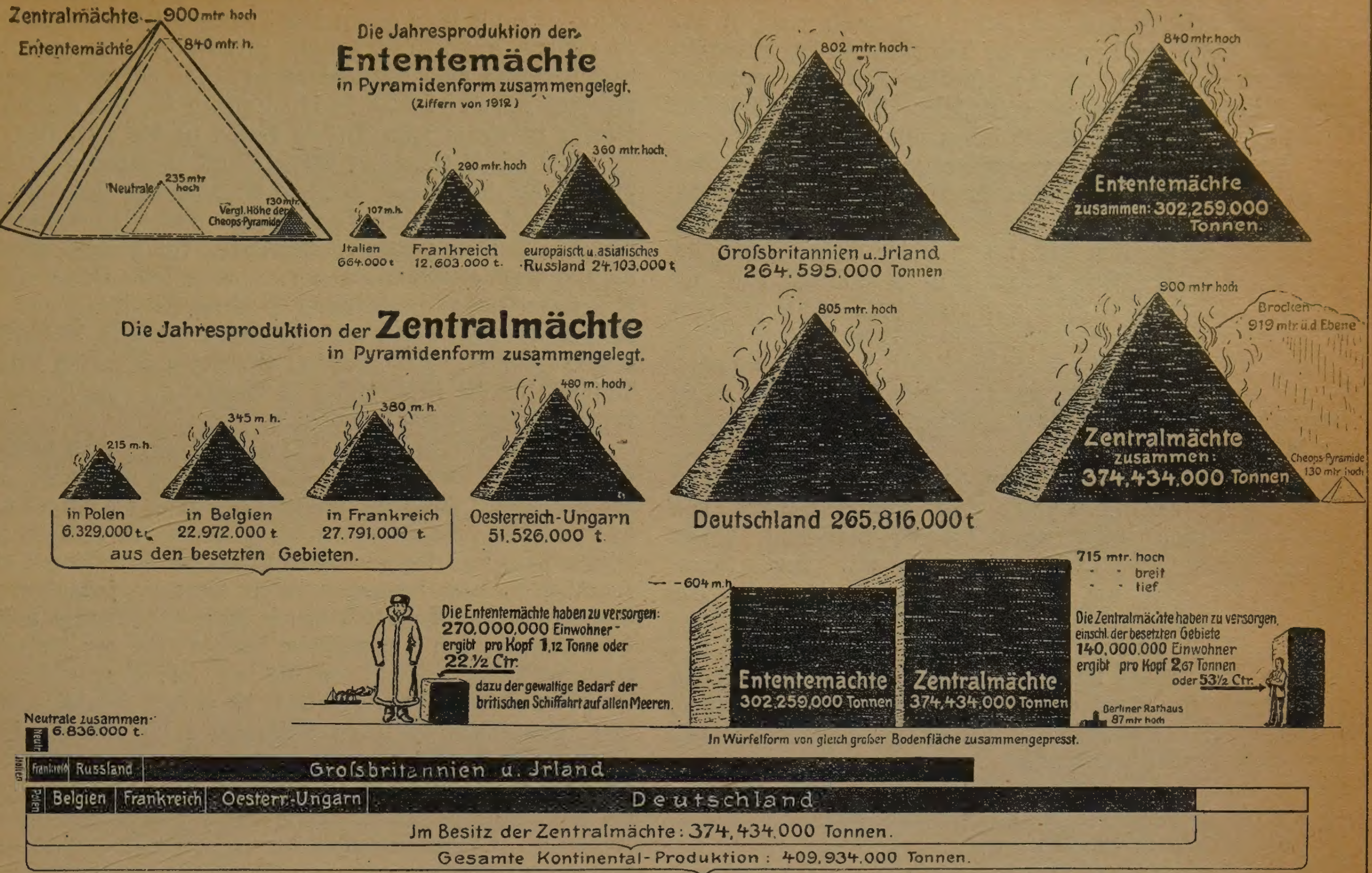
Die Grundlage der sogenannten „Wehrpflicht“-Vorlage des Herrn Asquith bildete ein listig zusammengestellter Bericht über das Ergebnis der ungeheuren Werbepropaganda des Lord Derby. Das Reuterbüro machte daraus am 4. Dezember folgende Angaben:

„Die Gesamtzahl der unverheirateten Männer militärischen Alters ist 2 179 231, die der Verheirateten 2 832 210. Es meldeten sich Unverheiratete 1 150 000, Verheiratete 1 679 263. Davon wurden für untauglich befunden 207 000 Unverheiratete und 221 853 Verheiratete. 103 000 Unverheiratete und 112 431 Verheiratete meldeten sich zu sofortigem Dienstantritt. 840 000 bzw. 1 344 979 meldeten sich zum Eintritt in das Heer nach dem Derbyschen Gruppensystem. Die Zahl der Unverheirateten, die sich nicht meldeten, ist 1 029 231. Davon gelten 378 071 als unentbehrlich, so daß 651 160 Unverheiratete übrig bleiben, die sich nicht freiwillig meldeten, obwohl sie nicht anderweitig im öffentlichen Dienste beschäftigt sind. Bezüglich des den Verheirateten gegebenen Versprechens, daß sie nicht aufgerufen werden würden, wenn mehr als eine unbedeutende Zahl (wörtlich negligible quantity) von Unverheirateten sich nicht melden, sagt der Bericht, daß 651 160 weit davon entfernt sei, eine unbedeutende Zahl zu sein. Es ist infolgedessen nicht möglich, sich der Dienste der Verheirateten zu bedienen, bis die Unverheirateten durch andere Mittel zur Dienstnehmung veranlaßt sind.“

Diese Mittel liefert die Bill über den Militärdienst, die Asquith am 5. Januar im vollbesetzten Unterhaus einbrachte. Diese Bill sieht die automatische Aushebung Unverheirateter und kinderloser Witwer von 18 bis 41 Jahren vor, für die „kein Grund zur Befreiung“ besteht. Die Befreiungen sollen diejenigen einschließen, die unentbehrliche Arbeiten verrichten und die für ihre Angehörigen zu sorgen haben. Wer sich aus Gewissensgründen weigert, wird vom Dienst im Felde befreit. Die Bill gilt nicht für Irland. In jedem Bezirk werden Tribunale errichtet, um die Gesuche für die Befreiung zu prüfen.

Als Führer der Opposition trat sehr eindrucksvoll Sir John Simon auf, der sein Amt als Minister des Innern zuvor niedergelegt hatte. Er wurde von den Radikalen, der Arbeiterpartei und den Iren mit stürmischem Beifall begrüßt. Der Kongreß der englischen Arbeiterschaft, der am 6. Januar tagte, sprach sich trotz den Bemühungen der Minister und Unterstaatssekretäre Henderson, Brace und Roberts entsprechend dem Antrag der Eisenbahner mit 1 715 000 gegen 934 000 Stimmen gegen die Vorlage aus. Dadurch wurden Henderson, Brace und Roberts gezwungen, aus der Regierung auszuscheiden. Die Abstimmung im Unterhaus ergab die Annahme des Gesetzentwurfs mit 403 gegen 105 Stimmen (58 Iren, 36 Radikale, 12 Arbeiter).

Die Erbitterung weiter Kreise gegen die Regierung, namentlich aber gegen den Charlatan Lloyd George, ist offenbar sehr groß. Das zeigte sich, als das Verbot des schottischen



Sozialistenblattes Forward zur Sprache kam, das im Gegensatz zu schönfärbenden Berichten wahrheitsgetreu gemeldet hatte, daß Lloyd George von den Munitionsarbeitern am Clyde sehr übel aufgenommen worden sei. Bei der Debatte über die Novelle zum Munitionsgesetz erklärte der liberale Abgeordnete Pringle, die Lage im Clydegebiet grenze an Revolution. Die Regierung verheimliche der Oeffentlichkeit die Zustände systematisch; die Arbeiter mehrerer Munitionswerke hätten sich geweigert, Lloyd George bei dem jüngsten Besuch anzuhören. Der konservative Abgeordnete Currie sagte boshaft genug, die Arbeiter des Clydegebiets fänden es schwer, die gegenwärtige Haltung Lloyd Georges mit seinen früheren Anschauungen zu vereinigen. Das sei der Hauptgrund der Schwierigkeiten.

Diese Erinnerung war umso treffender, als Lloyd George nicht nur in der Arbeiterfrage umgelernt hat, sondern auch in seiner Haltung gegenüber der Wehrpflicht. Noch am 5. Mai 1915 hatte er als Schatzkanzler erklärt, England könne nicht zugleich die See beherrschen, die Bedürfnisse der Verbündeten finanzieren und gleich den Kontinentalmächten die ganze Bevölkerung ins Heer einstellen. Die Anwerbung fürs Heer dürfe nicht über ein bestimmtes Maß hinausgehen.

Vor neuen Entscheidungen

Die große Schlacht in Ostgalizien — Südmazedonien

Der russische Angriff in Ostgalizien, auf den die Gegner die größten Hoffnungen setzten, hat den von uns mit Zuversicht erwarteten Verlauf genommen. Die angebliche Munitionsnot, die nie in dem behaupteten Maß bestanden hat, verhinderte nicht das vom Vierverband zum obersten Kriegsgesetz erhobene Trommelfeuer, die ununterbrochen, in dichten Massen — anders kann man diese halbausgebildeten Haufen nicht verwenden — vorgetriebenen Infanterieangriffe. Die Durchbruchsabsicht konzentrierte sich auf das Gebiet dicht nördlich Czernowitz, wo namentlich die befestigten Stellungen bei Toporoutz und Rarancze aufs heftigste bestürmt wurden. Nebenher gingen Vorstöße an der ganzen Strypafront und Artilleriekämpfe in den noch weiter nördlich liegenden Frontteilen. Am 23. Dezember begann die große Schlacht, an der nach dem Bericht des Generalleutnants v. Höfer vor allem die österreichisch-ungarischen Armeen Pflanzer-Baltin an Dnjestr und Strypa und Böhm-Ermolli an der Ikwa, sowie die deutsche Armee Bothmer an der oberen Strypa beteiligt sind. Bis zum russischen Weihnachtsfest (6. Januar) sollte nach einem Manifest des Zaren wenigstens die sehr exponiert gelegene Hauptstadt der Bukowina, Czernowitz, für die sich die Rumänen ganz besonders interessieren, erobert sein. Der 6. Januar kam heran und der Zar mußte erkennen, daß die Abwehrkraft der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen auch an dieser Stelle unzerbrechlich ist. Ungeheuer sind wieder die russischen Verluste: mindestens 50 000 nach der Schätzung des österreichisch-ungarischen Generalstabs. Die tapferen Verteidiger aber dürfen sich sagen, daß ihre Leistungen nicht mindere Bewunderung finden, als seinerzeit der stürmische Vormarsch ins Zarenreich. Wie Kaiser Wilhelm, so brauchte auch Kaiser Franz Joseph in seinem Neujahrsgruß an die Truppen mit gerechtem Lob nicht zu kargen. „Wohin ich blicke," so sagte der ehrwürdige Herrscher, „sehe ich zu Lande wie zur See unerschütterlich und vom Drang nach vorwärts beseelt meine Wehrmacht im Norden wie im Süden kämpfen." „Ich erflehe," schließt die Kundgebung, „des Himmels Segen für euch, des Vaterlandes ehernen Schild und scharfes Schwert."

In Südmazedonien dauerte die Kampfpause fort. Die Franzosen und Engländer brachten — unter Verhöhnung aller griechischen Einwände — ihre Befestigungsarbeiten nördlich und südlich von Saloniki zu einem gewissen Abschluß, während die Truppen der Mittelmächte sich weiterhin abwartend verhalten, um das schwere Los des neutralen Landes nach Möglichkeit zu erleichtern. Daß diese Rücksicht ihre Grenze hat, wissen die Griechen und sie wissen auch — mit Ausnahme des zusammenschmelzenden Venizelos-Anhangs — gegen wen sie ihre Anklagen zu richten haben. König Peter von Serbien, der es nur wenige Tage in Italien ausgehalten hat, traf um die Jahreswende an Bord eines französischen Kriegsschiffs in Saloniki ein. Er kommt als König ohne Land und ohne Heer — die geringen Reste haben sich zum überwiegenden Teil unter den entsetzlichsten Entbehrungen in den albanischen Gebirgen aufgelöst — zu seinen Verderbern, die ihn wohl bald fühlen lassen werden, daß Gegenstände, die aufhören, Nutzen zu bringen, wenig Beachtung finden.

Dieses Schicksal vor Augen, winkt König Nikita von Montenegro, der in Cetinje den Kanonendonner von Cattaro-Lovtschen unangenehm deutlich vernimmt, seinen lieben Verbündeten wieder einmal mit dem Zaunpfahl. Er ließ am 30. Dezember amtlich in alle Welt telegraphieren, infolge der österreichischen Unterseeblockade sei die Verproviantierung von Montenegro „vollständig unmöglich“; die Lage werde täglich schwieriger. In Rom, am Hof des lieben Schwiegersohns, wird man diese Kundgebung, die die versprochenen Unterstützungen Italiens reklamiert, recht peinlich empfunden haben, zumal sie am 2. Januar durch den Rücktritt des montenegrinischen Ministeriums unterstrichen wurde.

Die Betonung der österreichischen Seeherrschaft an der Ostküste der Adria streut Salz in die Wunden des italienischen Größengefühls. Sie enthält aber einen berechtigten Kern. Dieselbe Lage im großen bietet das Mittelmeer, dessen Fluten die unzähligen Truppentransporte, die Kohlen- und Munitionsschiffe, die Nahrungsmittelladungen für Truppen und Bevölkerungen unserer Gegner tragen. Hier übt der Tauchbootkrieg, dessen Erfolge täglich sich mehren, auf die Operationen einen gar nicht abzumessenden Einfluß aus, zumal auch Minen an den feindlichen Küsten ihre Wirkung tun, wie der Verlust des Dampfers „Persia“ beweist, den selbst ein Teil der anglo-amerikanischen Presse trotz ihres Bestrebens, die Hetze gegen den Tauchbootkrieg immer wieder zu nähren, auf Minenwirkung zurückführte. Geheimnisvoll war übrigens auch der Untergang des englischen Panzerkreuzers „Natal“ — 13 770 Tonnen —, der am 30. Dezember in einem französischen Hafen in die Luft flog.

Für die Verbindung Mittel- und Osteuropas bedeutete die am 30. Dezember erfolgte Einweihung der neuen Savebrücke bei Belgrad, die nach Wegräumung des von den Serben zerstörten Bauwerks mit größter Beschleunigung fertiggestellt worden war, eine bedeutsame Etappe. Die Schnellzugs-Verbindung Berlin—Konstantinopel wird über diese Brücke geleitet und damit die alte Völkerstraße erneut geöffnet. Feldmarschall Erzherzog Friedrich hatte im Anschluß an die Feierlichkeit in Semendria eine Zusammenkunft mit dem Zaren Ferdinand.

An der deutschen Westfront ist alles noch weiterhin ein atemloses Warten, ohne hervorstechende Ereignisse, außer der glorreichen Wiedergewinnung des Hartmannsweilerkopfes, die zu den größten Taten des Krieges zählt. Wir wissen, was diese nimmer rastenden Kämpfe mit einem fanatischen und kriegsgewohnten Gegner bedeuten, der immer noch auf Sieg und Beute hofft. Immerhin muß die Stimmung in den französischen Gräben sehr der Aufmunterung bedürfen. Sonst würde es der Ehrenobergeneral Joffre nicht für nötig halten, in seinem Neujahrs-Befehl von gewaltigen deutschen Niederlagen im Artois, in der Champagne, im Woevre und in den Vogesen zu fabeln und die bewußte Unwahrheit zu erzählen, die deutschen Verluste an der Westfront seien unvergleichlich stärker als die französischen. Trotzdem glaubt er noch besonders mahnen zu müssen: die Soldaten sollten an die Toten nur denken, um zu schwören, sie zu rächen. Danach zu urteilen, haben die ungeheuren Verluste der September-Oktober-Angriffe — die deutsche Ziffernangabe von 60 000 toten und verwundeten Engländern (neben 130 000 Franzosen) ist von englischer Seite amtlich als richtig anerkannt worden — den Angriffsgeist seiner Truppen noch stärker erschüttert, als wir vermuteten . . .

Die Masken fallen

Französische Taten und englische Briefe

Mit eiserner Stirn setzen die Franzosen und Engländer ihren Feldzug gegen die griechische Neutralität fort. Nach einem Luftangriff auf das französische Lager bei Saloniki, der übrigens nur die Antwort auf einen Angriff gegen das deutsch-bulgarische Lager östlich Doiran war, gab General Sarrail am 30. Dezember den Befehl, die Konsuln Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei zu verhaften. Die Konsulate wurden von französischen und englischen Truppen umstellt, und die Festgenommenen auf ein französisches Kriegsschiff gebracht. Diese Maßregel richtete sich direkt gegen Griechenland, bei dem die Konsuln beglaubigt sind und dessen Schutz sie selbstverständlich genießen. Die griechische Regierung erhob denn auch sofort, bevor noch der gemeinsame Protest Deutschlands und seiner Verbündeten erfolgte, ihrerseits Einspruch gegen die neue Gewalttat. In ihrer Note sagte sie u. a.:

„Dieses unter erschwerenden Umständen verübte Attentat legt der griechischen Regierung gebieterisch die Pflicht auf, bei der englischen und der französischen Regierung nachdrücklich entrüsteten Protest zu erheben gegen diese flagranteste, unmenschliche Verletzung der griechischen Souveränität über Saloniki, die unter Mißachtung des überlieferten diplomatischen Asylrechtes und der elementarsten internationalen Höflichkeit verübt wurde. Die Königliche Regierung, gestützt auf ihre Souveränität, ist berechtigt, trotz der stärkeren Macht, der sie gegenübersteht, zu verlangen, daß sofort die nötigen Befehle erteilt werden zur Vorsorge für die Sicherheit der erwähnten Personen bis zu deren Uebergabe an die Königlich griechischen Behörden. Außerdem ist die Königliche Regierung berechtigt, zu verlangen, daß Befehle erteilt werden, daß die festgenommenen Personen an die griechischen Behörden ausgeliefert werden, welch letztere sie in Obhut und Schutz nehmen werden, und zu verlangen, daß Vorsorge getroffen wird, daß die Konsulatswappen geachtet werden.“

Gleichsam als Antwort meldete die Agence Havas amtlich am 4. Januar: „Die in Saloniki verhafteten feindlichen Konsuln, die nach Marseille gebracht werden, werden gleich nach ihrer Ankunft in diesem Hafen zur schweizerischen Grenze gebracht werden.“ Unterdessen setzte General Sarrail unbekümmert sein Schreckensregiment fort.

Ein glücklicher Zufall will, daß gleichzeitig mit dieser neuesten Gewalttat in Wien eine Veröffentlichung erfolgte, die den Geist, der sie geboren, scharf beleuchtete . . . Es hieß da:

„Am 4. Dezember wurden von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot im Mittelmeer auf dem griechischen Dampfer „Spetsai“ die als Kuriere reisenden englischen Offiziere, der Oberst Napier, früher Militärattaché in Bulgarien, dann der englischen Gesandtschaft in Athen zugeteilt, und das Parlamentsmitglied Captain Wilson, beide von Athen kommend, zu Gefangenen gemacht. Der von ihnen vorher über Bord geworfene Depeschensack wurde von dem U-Boot aufgefischt und eingebracht. Die Kuriersendung enthielt außer Depeschen der britischen Gesandtschaft in Athen auch Privatbriefe von Mitgliedern der englischen Marinemission in

Griechenland und des Gesandtschaftspersonals an ihre Angehörigen und Freunde in England. Unter den amtlichen Korrespondenzen verdient der Bericht des englischen Gesandten in Athen vom 26. November 1915 besondere Aufmerksamkeit, da derselbe in seiner Beilage den Wortlaut der Forderungen enthält, welche die Ententemächte an die griechische Regierung gestellt haben und deren Inhalt in einem flagranten Widerspruch zu den von unseren Feinden so häufig gebrauchten Phrasen von der Wahrung der Rechte der kleinen Nationen und der Neutralen überhaupt steht. Dieselbe Geringschätzung hinsichtlich Griechenlands, seiner fundamentalen Institutionen, ja selbst der Person des hellenischen Souveräns tritt an zahlreichen Stellen der aufgefundenen Privatkorrespondenz zutage, was um so bemerkenswerter ist, als es sich einerseits um Mitglieder der bei der griechischen Regierung akkreditierten diplomatischen Vertretung, andererseits um Angehörige der in hellenische Kriegsdienste getretenen englischen Marinemission handelt."

Aus den Briefen der englischen Diplomaten und Marineoffiziere sind folgende Stellen erwähnenswert:

Athen, 28. Nov. Meiner Ansicht nach wäre es am besten, den König von seinem Thron zu verjagen und Venizelos zum Präsidenten der hellenischen Republik auszurufen. Aber jedermann scheint vor derart drastischen Maßregeln zurückzuschrecken. Unglücklicherweise ist der König in dem größten Teile der Armee sehr populär. W. Y. G., Sekretär der englischen Gesandtschaft.

Athen, 2. Dezember. Ich bin überzeugt, daß die Leute und der König selbst die begangenen Fehler jetzt einsehen. Aber der König ist ein so stützges Geschöpf (obstinate beast), daß er halsstarrig bleibt. Meine Ueberzeugung geht dahin, daß nach diesem Kriege nichts derartiges, wie Könige, bestehen bleiben sollte, sie haben Krieg und Elend verursacht und nur sie allein . . .

K., Mitglied der englischen Marinemission.

. . . Was hier vorgeht, ist ein gutes Beispiel für die Art unserer Politik. Wir haben uns wie gewöhnlich gehen lassen und sind durch die Ereignisse überrascht worden. Ursprünglich wollten wir einige wenige Divisionen landen, ein politischer Schachzug, um die Griechen und Bulgaren zu impressionieren, unser Mißerfolg war ein kläglicher. Jetzt landen wir starke Kräfte, mehr sollen noch nachfolgen und das Ende von alledem ist nicht abzusehen. Auf jeden Fall spielen wir das deutsche Spiel, indem wir freiwillig 300 000 bis 400 000 Bulgaren an uns heranziehen, während wir, wenn wir uns bei Zeiten zurückgezogen und die Bulgaren nach Mazedonien hereingelassen hätten, wahrscheinlich gar nicht in die Lage gekommen wären, mit ihnen kämpfen zu müssen. Ich glaube auch, daß die Dardanellengeschichte, wenn möglich, ebenso aufgegeben werden sollte. Es ist Zeit, daß wir die Serie unserer Mißerfolge beenden, anstatt blind loszugehen, nur deshalb, weil wir die Sache einmal angefangen und weil wir nicht den moralischen Mut aufbringen können, uns zurückzuziehen. Die Griechen verdienen sicher nichts anderes als einen guten Tritt (a good kick behind).

W. T. H.

In diesen und ähnlichen Briefen, die das Wiener Auswärtige Amt der Oeffentlichkeit unterbreitet hat, kommt die wahre Gesinnung Englands treffend zum Ausdruck. Hier ist einmal die Maske gelüftet, und England zeigt sich in seiner wahren Gestalt als der rohe Verächter und Unterdrücker der Rechte und der Freiheit anderer. Das paßt zur Behandlung, die es den seefahrenden Völkern, einschließlich die freiheitstolzen Amerikaner angedeihen läßt; es paßt zur Unterdrückung der Handelsfreiheit Neutraler, zur Beschlagnahme ihrer Postsendungen; es paßt zum Mordplan des englischen Gesandten in Norwegen gegen Sir Roger Casement; es paßt zur fluchwürdigen Mordtat des Kapitäns Mac Bride von der „Baralong"! Es ist eine der bedeutsamsten Wirkungen dieses Krieges, daß die Freiheitsphrasen der englischen Staatsmänner und der englischen Presse in ihrer ganzen Unwahrheit aufgedeckt werden. Zugleich sieht man auch aus den erwähnten Bekenntnissen schöner englischer Seelen, daß die Brutalität ihrer Politik nicht aus dem Gefühl der Stärke, sondern der Kopf- und Ratlosigkeit entspringt. Diese Diplomaten und hohen Offiziere wissen, daß der Karren im Sumpf steckt, daß es an Einheit und Kraft und Zielbewußtsein fehlt, daß sie nicht können, was sie wollen, und nicht einmal einig darin sind, zu wollen, was sie können. Unter sich geben sie offen zu, daß ihre Sache so verfahren ist, wie nur möglich, daß ihr Spiel schlecht steht, daß es sich nur noch darum handelt, mit Anstand aus einem Unternehmen herauszukommen, bei dem sie einer unermeßlich überlegenen Kraft und Einheit gegenüberstehen. Um so unverschämter treten sie nach außen auf. Wo die Macht fehlt, soll der Bluff wirken, der äußere Schein, die leere Drohung, der befehlerische Herrenton.



Die japanische Militärmission besichtigt französische Schützengräben — Aus einer französ. Zeitschrift

Wie Deutsch-Südwest verloren ging

Aus amtlichen Mitteilungen des Kommandos der Schutztruppen

Am 2. August 1914 traf im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika von der Großstation Nauen über Kamina (Togo) der Funkspruch ein: „Heer und Flotte mobil." Die Schutztruppe, neun Kompagnien und drei Gebirgsbatterien stark, hatte gerade ihr Manöver 150 Kilometer südöstlich Windhuk beendet und befand sich auf dem Rückmarsch nach den Standorten. Diese hatten nunmehr die Truppen in Eilmärschen zu erreichen, um auch ihrerseits die Mobilmachung vorzubereiten.

Wenige Tage später wurden Angriffsabsichten der Südafrikanischen Union bekannt, worauf die Mobilmachung befohlen wurde. Erster Mobilmachungstag war der 8. August. An Neuformationen wurden in der Hauptsache aufgestellt: acht Kompagnien, zwei Batterien Feldkanonen 96, eine leichte Feldhaubitzenbatterie, eine Revolver-Kanonenbatterie und vier Feldlazarette. Durch besondere Verfügung des Gouverneurs wurde dann noch Mitte August ein „Südafrikanisches Freikorps" aus einigen 100 Schutzgebietsburen und sonstigen Freiwilligen unter Führung des schon längere Zeit in Deutsch-Südwestafrika lebenden Buren Andries Dewet gebildet, so daß die Gesamtstärke der südwestafrikanischen Streitkräfte zu Beginn des Feldzuges einschließlich der in den größeren Wohnorten und auf Stationen verbleibenden Besatzungen etwa 5000 Mann betragen haben dürfte. Zwei Flugzeuge, die sich seit Mai 1914 im Schutzgebiet zu Versuchszwecken befanden, leisteten unter Oberleutnant v. Scheele im Verlauf des Krieges vorzügliche Dienste.

Das „Südafrikanische Freikorps" trat zunächst an der Südostecke des Schutzgebietes gegen Vortruppen der Union in Tätigkeit. Das Freikorps war durchweg beritten und verstärkt durch eine Batterie Feldkanonen 96 alter Art, unter Führung des Hauptmanns in der Schutztruppe Haußding. Solange noch Hoffnung auf eine Vereinigung mit den aufständischen Kapburen bestand, hat es sich gut geschlagen. Nach Zusammenbruch der Burenbewegung jedoch mußte das Freikorps aufgelöst werden; die dienstfähigen und militärpflichtigen Leute wurden in die Truppe übernommen, die übrigen entlassen.

Es wurden zunächst drei gemischte Detachements aufgestellt, die man zur Vortäuschung größerer deutscher Truppenmassen „Regimenter" nannte, und eine Artillerie-Abteilung gebildet. Die Detachements waren je drei bis vier Kompagnien und eine Batterie, die Artillerie-Abteilung drei Batterien stark und standen unter der Führung der in früheren Kolonialkämpfen bewährten Majore Franke, Ritter, v. Rappard und Bauszus.

Ende September kam es zwischen Teilen dieser Hauptmacht der Schutztruppe unter Oberstleutnant v. Heydebreck und einer größeren Abteilung der Unionstruppen in den Oranjebergen zum erfolgreichen Gefecht bei Sandfontein, wo es der Truppe gelang, drei feindliche Schwadronen mit Artillerie und Maschinengewehren zu umzingeln und nach heftigem Kampfe, der von sieben Uhr früh bis fünf Uhr abends dauerte, zur Uebergabe zu zwingen. Zwei Entsatzversuche der Engländer wurden blutig zurückgewiesen. Die Siegesbeute betrug 300 Gefangene (darunter der verwundete Oberst Grant), viele Gewehre, zwei Feldgeschütze, vier Maschinengewehre, Pferde, Wagen, Zelte und reichlich Proviant. Die Schutztruppe hatte etwa 50 Tote und Verwundete zu beklagen.

Anfang Oktober hatten die Engländer in Lüderitzbucht, wo schon am 19. September englische Schiffe erschienen waren, mit der Landung einer größeren Truppenmacht begonnen, die schließlich insgesamt auf 8000 Mann stieg. Die Hauptmacht der Schutztruppe ohne das Detachement Franke wurde daher unter Major Ritter nach Aus an der Bahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop gezogen.

Am 9. November ereignete sich in Kalkfontein (Süd) ein schwerer Unglücksfall von weittragender Bedeutung: Beim Probeschießen mit Gewehrgranaten wurde der allverehrte Kommandant der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, infolge eines Frühzerspringers tödlich verletzt. Auch der einzige Generalstabsoffizier der Truppe, Hauptmann Weck, verstarb infolge eines Sturzes mit dem Pferde Anfang März 1915. Der nächstälteste Stabsoffizier der Schutztruppe, Major Franke, war Ende Oktober mit einer stärkeren Abteilung gegen das portugiesische Fort Naulila entsandt worden, von dessen Besatzung eine friedliche Erkundungsabteilung unter Bezirksamtmann Dr. Schulze überfallen und ermordet worden war. In Naulila kam es Mitte Dezember zu einem scharfen Gefecht, das mit der Zersprengung der nach offiziöser Mitteilung der portugiesischen Regierung 620 Mann, vier Maschinengewehre und drei Geschütze starken feindlichen Besatzung endete. Nach Rückkehr aus dem Norden übernahm der inzwischen beförderte Oberstleutnant Franke Anfang des Jahres 1915 den Befehl über die Gesamtstreitkräfte.

Der Bericht schildert weiter den unglücklichen Ausgang der Burenerhebung, die Besetzung von Swakopmund durch die Engländer Ende 1914 und die Zusammenziehung der feindlichen Uebermacht unter Botha. Inzwischen war eine neue größere Abteilung, die hauptsächlich aus den von Norden zurückgekehrten Frankeschen Truppen bestand, unter Major a. D. Wehle gebildet worden. Diese Abteilung griffen die Uniontruppen Ende März 1915 bei Jakalswater und Riet (100 Kilometer östlich Swakopmund) mit überlegenen Kräften überraschend an und warfen sie unter großen Verlusten für uns auf Kubas zurück. Die Engländer sollen bei Riet 10 000 und bei Jakalswater 6000 Mann stark gewesen sein gegen etwa 450 bzw. 230 Mann auf unserer Seite. Eine bei Jakalswater stehende Abteilung, eine Kompagnie und eine Halbbatterie, mußte sich, nachdem die Munition verschossen war, der fünfundzwanzigfachen feindlichen Uebermacht ergeben. Die Verluste müssen erheblich gewesen sein. Die Reste der Abteilung Wehle wurden nun mit der schleunigst nach Kubas vorgezogenen Abteilung Ritter, unter Führung des letzteren, vereinigt und auch die Abteilung des Majors Bauszus von Aus Anfang April herangezogen. Mitbestimmend für die Aufgabe von Aus war der Umstand, daß starke feindliche Abteilungen mit „Hunderten von Kraftwagen" — die Schutztruppe verfügte im ganzen über vier Autos! — im südöstlichen Teil des Schutzgebiets und auch von Süden her vorgingen, so daß die Grenzschutzabteilungen dem Drucke weichen mußten, wodurch die Truppen in Aus Gefahr liefen, abgeschnitten zu werden. Auch Keetmanshoop wurde geräumt.

Den Befehl über die Nachhut der nach Norden abgehenden Südtruppen übernahm Hauptmann a. D. v. Kleist. Bei Kabus, nördlich Keetmanshoop, und bei Gibeon hatte diese Nachhut in der zweiten Aprilhälfte dann noch gegen weit überlegene Kräfte Gefechte zu bestehen, von denen das bei Gibeon für uns besonders verlustreich war.

Von ungünstigem Einfluß auf den Verlauf dieses Rückzuges war, daß im April auch die etwa in der Mitte des Schutzgebiets wohnenden 400 bis 500 Gewehre starken Rehobother Bastards, wohl von Agenten aufgewiegelt, sich erhoben. Es gelang jedoch, die Aufständischen durch die gegen sie entsandten Abteilungen unter Major Graf v. Saurma-Jeltsch und Hauptmann Hensel in Schach zu halten, so daß größeres Unheil vermieden wurde.

Die Offensivkraft der Schutztruppe war indes noch nicht gebrochen. Dies beweist der Ende April erfolgte Ueberfall, den die Abteilung des Majors Ritter (5 Kompagnien und 2 Batterien stark) auf Trekkoppje (80 Kilometer nordöstlich Swakopmund an der Otawibahn) zunächst mit Erfolg ausführte. Im Verlaufe dieses Gefechts erhielt jedoch der Feind von allen Seiten und mit derartig überlegenen sowie mit zahlreichen Geschützen, Maschinengewehren und Panzerkraftwagen ausgestatteten Kräften Verstärkung, daß es nur einem überaus geschickt geleiteten Rückzugsmanöver zu verdanken ist, daß außer einigen Verwundeten niemand in Feindeshand fiel; auch kein Geschütz und Maschinengewehr ging verloren. Wie später festgestellt, war der Feind bei diesem Gefecht schließlich über 3000 Mann stark.

Nachdem durch diesen mißglückten Vorstoß und nach Ueberrumpelung einer Kompagnie in Otjimbingwe ein großer Teil der Bahn Swakopmund—Windhuk in feindlichem Besitz war und der Feind auch von Süden her übermächtig nachdrängte, wurde Windhuk geräumt und am 12. Mai vom Feinde besetzt. Die Hauptmacht der Truppe ging längs der Otawibahn in das Kalkfeld beim Waterberg zurück, woselbst Mitte Mai auch die Nachhut des Hauptmanns v. Kleist und die Abteilungen Saurma Jeltsch und Hensel sich einfanden. Als der an Zahl jetzt mindestens zehnfach überlegene Gegner im Juni nicht nur immer weiter nach Norden nachdrängte, sondern auch über Outjo ausbiegend die Truppe bereits überflügelt hatte, ging die Truppe in die Gegend von Otawi und später nach Korab zurück. Anfang Juli kam es noch einmal zu einem heftigen Gefecht bei Otawi, wo Teile der Truppe unter Major Ritter eine Art Vorstellung eingenommen hatten, dem übermächtigen Feind aber nach scharfem Gefecht weichen mußten.

Die Lage war nun folgende: In Korab lag in wenig günstiger Stellung, teilweise verschanzt, die Schutztruppe. Der Gegner schloß mit mehreren Abteilungen, von denen jede stärker als die gesamte Schutztruppe, mit zahllosen Geschützen, Maschinengewehren, Panzerkraftwagen Korab in weitem Umkreise ein. Otawi, Gaub, Tsumeb und Namutoni waren vom Feinde besetzt. Letztere beiden Orte waren mit den ganzen Vorräten in Feindeshand gefallen. Die Pferde

und Maultiere der Truppe, die schon lange kein Kraftfutter mehr erhalten hatten, waren nicht mehr verwendungsfähig, ein Durchbruch also unmöglich. Munition war noch vorhanden, aber die Verpflegung ging zu Ende. Da entschloß sich der bei der Truppe befindliche Gouverneur, zur Vermeidung von weiterem aussichtslosen Blutvergießen, namentlich mit Rücksicht auf die hohe Zahl von in die Truppe eingestellten Ansiedlern des dünn bevölkerten Landes und zur Erzielung möglichst günstiger Uebergabebedingungen, zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen führten am 9. Juli 1915 zur Uebergabe der gesamten Truppe und des Schutzgebiets.

Die Engländer hatten keinen Grund, diesen tragischen Abschluß der kriegerischen Ereignisse als außerordentliche Waffentat zu preisen. Denn nur eine 200 Offiziere und wenig über 3000 Mann starke Truppe hatte nach fast einjährigem ehrenvollen Kampfe — rund 400 Mann, darunter 51 Offiziere und Sanitätsoffiziere, waren gefallen oder verwundet — die Waffen gestreckt, nachdem jede Aussicht auf Sieg zur Unmöglichkeit geworden war. 65 000 Mann, ausgerüstet mit reichlichem und modernstem Kriegsgerät, hatte die Südafrikanische Union nach ihrer eigenen offiziellen Angabe mit einem Kostenaufwand von 300 Millionen Mark gegen unsere schwache, nur zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gegen Eingeborene bestimmte Schutztruppe ins Feld führen müssen, um den „Erfolg" von Korab zu erreichen. Die kleine Schutztruppe ist von der feindlichen Uebermacht einfach erdrückt worden.

*



Der Heldenkampf der Kameruner

Mit gewaltiger feindlicher Uebermacht, Franzosen, Engländern, Belgiern — ringt auch unsere Schutztruppe — wenige deutsche Offiziere und Unteroffiziere und ein paar Hundert farbige Soldaten, in den weiten Gebieten von Kamerun.

Nach anderthalbjährigem Kampf, der den Gegnern stärkste Rückschläge und gewaltige Verluste brachte, ist am 1. Januar Jaunde, ein wichtiger Ort im Innern, gefallen. Mit diesem Verlust mußte schon seit längerer Zeit in Anbetracht der ungeheuren englisch-französisch-belgischen Uebermacht, die, mit allem modernen Rüstzeug der Kriegsführung versehen, von allen Seiten die kleine Schar der tapferen Verteidiger des großen Schutzgebiets bedrängte, gerechnet werden. Doch auch jetzt hat die Schutztruppe die Waffen noch nicht gestreckt, sondern sie zieht sich kämpfend zurück. Daß sie mit unvergleichlichem Opfermut und unerschütterlichem Vertrauen auf den schließlichen Sieg der deutschen Sache in Europa nun schon fast anderthalb Jahre lang das Schutzgebiet gehalten hat trotz ihrer Abgeschlossenheit von aller Zufuhr aus der Heimat, trotz der großen Ueberlegenheit des Feindes an Zahl und Kriegesmitteln, dafür gebührt der tapferen Truppe und ihrem umsichtigen Führer, Oberstleutnant Zimmermann, der heißeste Dank des Vaterlandes. Und wenn auch die Schutztruppe trotz heldenmütigster Gegenwehr schließlich völlig unterliegen sollte, so ist Kamerun für uns noch nicht verloren. Ueber das endgültige Schicksal auch dieser Kolonie wird auf anderen Kriegsschauplätzen entschieden werden.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen vom 31. Dezember 1915 bis 7. Januar 1916

Westlicher Kriegsschauplatz

31. Dez.: Nach erfolgreicher Sprengung wurde den Engländern nordwestlich von Hulluch ein vorgeschobener Graben entrissen. Zwei Maschinengewehre und einige Gefangene fielen in unsere Hand. Ein feindlicher Fliegerangriff auf Ostende richtete in der Stadt erheblichen Gebäudeschaden an, besonders hat das Kloster vom Heiligen Herzen gelitten, 19 belgische Einwohner sind verletzt, einer getötet. Militärischer Schaden ist nicht entstanden.

2. Jan.: In der Nacht zum 1. Januar wurden Versuche stärkerer englischer Abteilungen, in unsere Stellung bei Frelinghem (nordöstlich von Armentières) einzudringen, vereitelt. Nordwestlich von Hulluch besetzten unsere Truppen nach erfolgreicher Sprengung den Trichter. Bei der Eroberung eines feindlichen Grabens südlich des Hartmannsweilerkopfes fielen über 200 Gefangene in unsere Hände.

3. Jan.: Eine große Sprengung nördlich der Straße La Bassée—Béthune hatte vollen Erfolg. Kampf- und Deckungsgraben des Feindes sowie ein Verbindungsweg wurden verschüttet. Der überlebende Teil der Besatzung, der sich durch die Flucht zu retten versuchte, wurde von unserer Infanterie und von Maschinengewehren wirksam gefaßt. Ein anschließender, auf breiter Front ausgeführter Feuerüberfall überraschte die feindlichen Grabenbesatzungen, die teilweise ihr Heil in eiliger Flucht suchten. Auf der übrigen Front keine Ereignisse von besonderer Bedeutung. Bei der Beschießung von Lutterbach im Elsaß durch die Franzosen wurden am Neujahrstage beim Verlassen der Kirche ein junges Mädchen getötet, eine Frau und drei Kinder verwundet.

5. Jan.: Artillerie- und Minenkämpfe an mehreren Stellen der Front.

6. Jan.: An der Front fanden stellenweise teilweise lebhafte Artilleriekämpfe statt; die Stadt Lens wird vom Feinde fortgesetzt beschossen. Nordöstlich von Le Mesnil wurde der Versuch eines feindlichen Handgranatenangriffs leicht vereitelt. Ein gegnerischer Luftgeschwaderangriff auf Douai blieb erfolglos. Durch deutsche Kampfflieger wurden zwei englische Flugzeuge abgeschossen, das eine durch Leutnant Boelke, der damit das siebente feindliche Flugzeug außer Gefecht gesetzt hat.

Oestlicher Kriegsschauplatz

31. Dez.: Aus dem österreichisch-ungarischen Bericht: Das Vorgelände unserer Strypafront war zwischen Buczacz und Wiśniowczyk auch gestern der Schauplatz wiederholter mit starken Kräften geführter russischer Angriffe. Abermals brachen, wie an den Vortagen, die feindlichen Sturmkolonnen unter dem Feuer der kaltblütigen, tapferen Truppen der Armee Pflanzer-Baltin zusammen. An der unteren Strypa und an der bessarabischen Front hat die Tätigkeit des durch die letzten Kämpfe stark erschöpften Gegners vorläufig nachgelassen. Die Verluste, die die Russen in den vergangenen Tagen auf den ostgalizischen Gefechtsfeldern erlitten, übersteigen überall weit das gewöhnliche Maß. So lagen gestern an der Strypa vor einem Kompagnieabschnitt 161, vor einem anderen 325 russische Leichen.

1. Jan.: Bei Friedrichstadt scheiterte ein über das Eis der Düna geführter russischer Angriff in unserem Feuer. Feindliche Jagdkommandos und Patrouillen wurden an mehreren Stellen der Front abgewiesen. Nördlich von Czartorysk stießen stärkere deutsche und österreichisch-ungarische Erkundungsabteilungen vor. Sie nahmen

etwa 50 Russen gefangen und kehrten nachts in ihre Stellungen zurück. Oesterreichisch-ungarische Batterien der Armee des Generals Grafen v. Bothmer beteiligten sich wirkungsvoll flankierend an der Abwehr russischer Angriffe südlich von Burkanow.

Aus dem österreichisch-ungarischen Bericht: Die Schlacht in Ostgalizien dauert unvermindert heftig an. Das Schwergewicht der Kämpfe lag auch gestern auf unserer Front an der mittleren und unteren Strypa. Im Raume nordöstlich von Buczaz traten kurz nach Mittag die russischen Artilleriemassen in Tätigkeit, deren Feuer bis in die Abendstunden währte, dann ging der Feind zum Angriff über. Seine Kolonnen drangen in zahlreichen Angriffswellen stellenweise vier- bis fünfmal an unsere Drahthindernisse vor, brachen aber immer und überall unter der verheerenden Wirkung unseres Feuers zusammen. In der Nacht zog sich der Gegner, Hunderte von Toten und Schwerverwundeten liegen lassend, in seine 600 bis 1000 Schritte entfernte Ausgangsstellung zurück. Auch die Angriffe, die die Russen bei Jaslowiec südlich von Buczacz und nächst Uscieczko am Dnjestr unternahmen, erlitten das gleiche Schicksal wie die an der mittleren Strypa.

2. Jan.: An verschiedenen Stellen der Front wurden vorgehende schwächere russische Abteilungen abgewiesen. Nördlich des Dryswjaty-Sees war es einer von ihnen gelungen, vorübergehend bis in unsere Stellung vorzudringen.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Der Feind nahm nun auch seine Offensive gegen die beßarabische Front der Armee Pflanzer-Baltin wieder auf. Nachdem er schon in der Neujahrsnacht zweimal und am darauffolgenden Vormittag ebenso oft vergeblich versucht hatte, in unsere Stellungen einzudringen, führte er um ein Uhr nachmittags gegen die Verschanzungen bei Toporoutz einen neuerlichen starken Angriff, der von den tapferen Verteidigern im Handgemenge abgeschlagen wurde. Zwei Stunden später drangen im gleichen Raum sechs russische Regimenter vor, die zum größten Teil abermals geworfen wurden, nur in einem Bataillonsabschnitt ist der Kampf noch nicht abgeschlossen. Die Verluste des Gegners sind außerordentlich groß. Auch unsere Strypa-Front nordöstlich von Buczacz griff der Feind am Neujahrsmorgen an. Der Angriff mißlang ebenso wie ein Vorstoß auf eine Schanze nördlich von Burkanow. Die Zahl der seit einer Woche in Ostgalizien eingebrachten Gefangenen reicht an 3000 heran.

3. Jan.: Die Russen setzten an verschiedenen Stellen mit dem gleichen Mißerfolge wie an den vorhergehenden Tagen ihre Unternehmungen mit Patrouillen und Jagdkommandos fort.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: An der beßarabischen Front wurde auch gestern den ganzen Tag über erbittert gekämpft. Der Feind setzte alles daran, im Raume von Toporoutz unsere Linien zu sprengen. Alle Durchbruchsversuche scheiterten am tapferen Widerstand unserer braven Truppen. Die Zahl der eingebrachten Gefangenen beträgt 850.

4. Jan.: Aus dem österr.-ungar. Bericht: Die Schlacht in Ostgalizien dauert an. Der Feind setzte gestern seine Durchbruchsversuche bei Toporoutz an der beßarabischen Grenze mit großem Kräfteaufgebot fort. Sein Mißerfolg war der gleiche wie an den vergangenen Tagen. Die russischen Angriffe wurden überall abgeschlagen, zum Teil in lang andauerndem blutigen Handgemenge. Besonders erbittert waren die Kämpfe Mann gegen Mann in den zerschossenen Gräben beim Hegehaus, östlich von Rarancze, wo sich insbesondere das Warasdiner Infanterie-Regiment 16 neuerlich mit Ruhm bedeckte. Ebenso wie an der beßarabischen Front scheiterten die Angriffe, die der Feind nordöstlich von Okna und gegen die Brückenschanze bei Uszieczko führte, und alle mit großer Zähigkeit erneuerten Versuche der Russen, im Raume nordöstlich von Buczacz in unsere Gräben einzudringen. Die Verluste des Feindes sind nach wie vor überaus groß. In einem zehn Kilometer breiten Abschnitt zählten wir 2300 russische Leichen vor unserer Front. Einzelne russische Bataillone, die mit 1000 Mann ins Gefecht gingen, sind laut ihren eigenen Meldungen mit 130 zurückgekehrt. Die Zahl der nordöstlich von Buczacz in den letzten Tagen eingebrachten Gefangenen übersteigt 800. An der oberen Ikwa schossen die Truppen der Heeresgruppe Boehm-Ermolli ein russisches Flugzeug ab.

5. Jan.: Aus dem österr.-ungar. Bericht: Unsere Truppen in Ostgalizien und an der Grenze der Bukowina kämpften auch gestern an allen Punkten siegreich. An der beßarabischen Front setzte der Feind in den ersten Nachmittagsstunden erneut mit stärkstem Geschützfeuer ein. Der Infanterieangriff richtete sich abermals gegen unsere Stellungen bei Toporoutz und an der Reichsgrenze östlich von Rarancze. Der Angreifer ging stellenweise acht Reihen tief gegen unsere Linien vor; seine Kolonnen brachen vor unseren Hindernissen, meist aber schon früher, unter großen Verlusten zusammen. Kroatische und südungarische Regimenter wetteifern in zähem Ausharren unter den schwierigsten Verhältnissen. Auch Angriffe der Russen auf die Brückenschanze bei Uscieczko und in der Gegend von Jazlowice erlitten das gleiche Schicksal wie jene bei Toporoutz.

6. Jan.: Eine im Walde südlich von Jakobstadt vorgehende Erkundungsabteilung mußte sich vor überlegenem feindlichen Angriff wieder zurückziehen. Bei Czartorysk wurde eine vorgeschobene russische Postierung angegriffen und geworfen.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Die Kampftätigkeit in Ostgalizien und an der beßarabischen Grenze hat gestern wesentlich nachgelassen. Infanterie trat nirgends in Aktion.

7. Jan.: Aus dem Kirchhof nördlich von Czartorysk, in dem sich gestern eine russische Abteilung festgesetzt hatte, wurde der Feind heute nacht wieder vertrieben.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Heute früh eröffnete der Gegner wieder seine Angriffe in Ostgalizien. Turkestanische Schützen brachen vor Tagesanbruch gegen unsere Linie nordöstlich von Buczacz vor und drangen an einem schmalen Frontstück in unsere Gräben ein. Die Honved-Infanterieregimenter Nr. 16 und 24 warfen aber den Feind in raschem Gegenangriff wieder hinaus. Es wurden zahlreiche Gefangene und drei Maschinengewehre eingebracht. Wie aus Gefangenenaussagen übereinstimmend hervorgeht, ist vor den letzten Angriffen gegen die Armee Pflanzer-Baltin der russischen Mannschaft überall mitgeteilt worden, daß eine große Durchbruchsschlacht bevorsteht, die die russischen Heere wieder in die Karpathen führen werde. Zuverlässigen Schätzungen zufolge betragen die Verluste des Feindes in den Neujahrskämpfen an der beßarabischen Grenze und an der Strypa mindestens 50 000 Mann.

Italienischer Kriegsschauplatz

31. Dez.: In Südtirol wurden zwei Alpini-Bataillone, die unsere Stellung südöstlich von Torbole zweimal angegriffen, abgewiesen. An der Kärntner Front nahm die feindliche schwere Artillerie den Ort Wolffbach (südöstlich Malborghet) unter Feuer.

1. Jan.: Gestern beschoß die italienische schwere Artillerie neuerdings die Orte Malborghet und Wolffbach. In der Neujahrsnacht unterhielt sie ein besonders lebhaftes Feuer gegen den Col di Lana.

4. Jan.: In Südtirol und an der Dolomitenfront fanden wieder Artilleriekämpfe statt. Unsere Flieger belegten ein Magazin des Feindes in Ala mit Bomben. Der Ort Malborghet wurde abermals aus schweren Geschützen beschossen. Auch im Flitscher Becken und Krngebiet rührte sich die italienische Artillerie. Nördlich Dolje nahmen unsere Truppen gestern früh einen feindlichen Graben, um den seither hartnäckig gekämpft wird. Drei italienische Gegenangriffe wurden abgewiesen.

5. Jan.: Infolge besserer Sichtverhältnisse war die Artillerietätigkeit gestern nachmittag an der ganzen küstenländischen Front lebhafter. Im Krn-Gebiete und namentlich bei Oslavija erreichte sie große Heftigkeit. Ein neuer Angriff auf den von unseren Truppen genommenen Graben nördlich Dolje und ein Handgranatenangriff auf unsere Stellung nördlich des Monte San Michele wurden abgewiesen. Unsere Flieger warfen auf militärische Bauten in Ala und Strigno Bomben ab.

6. Jan.: An der küstenländischen Front nahm das feindliche Geschützfeuer stellenweise neuerdings zu. Nördlich Dolje wiesen unsere Truppen wieder mehrere Angriffe blutig ab.

7. Jan.: Geschützkämpfe an vielen Stellen der Front.

Balkan-Kriegsschauplatz

1. Jan.: Aus dem österreichisch-ungarischen Bericht: Bei Ipek wurden neuerlich vier von den Serben vergrabene Geschütze eingebracht. An der Tara Geplänkel.

3. Jan.: Aus dem österreichisch-ungarischen Bericht: Bei Mojkovac wurde eine montenegrinische Abteilung, die sich an das Norduser der Tara vorwagte, in die Flucht gejagt.

6. Jan.: Nördlich von Berane und westlich von Rozaj sind die Truppen der Armee des Generals v. Köveß in günstig fortschreitendem Angriff gegen die Montenegriner. Im Gebiete der Bocche di Cattaro trat in den letzten Tagen zeitweise auf beiden Seiten die Artillerie in Tätigkeit. (Oesterr.-ung. Bericht.)

7. Jan.: Aus dem österr.-ungar. Bericht: Die Truppen des Generals von Köveß haben die Montenegriner bei Mojkovac am Taraknie, bei Godusa nördlich von Berane und aus den Stellungen westlich von Rozaj und halben Weges zwischen Ipek und Plav nach heftigen Kämpfen geworfen. Unsere Spitzen sind zehn Kilometer von Berane entfernt.



Was schiert uns Sturm und Wogenbraus,
Wir trotzen Nacht und Not!
Wir stehen fest, wir halten aus
In Treue bis zum Tod!

Im Schneesturm an Bord eines Kreuzers in der Nordsee / Nach einer Zeichnung von Professor Willy Stöwer

Flamen und Wallonen

Sprachenfragen und Sprachenkämpfe spielen eine große Rolle in der modernen Geschichte. Die Einmischung in die inneren Verhältnisse anderer Staaten zum angeblichen Schutze gekränkter sprachlicher Minderheiten ist ein internationales Kampfmittel geworden, das besonders die Gegner unseres Verbündeten Oesterreich-Ungarn mit großer Virtuosität handhaben. Es spricht daher für die Geschicklichkeit der belgischen Machthaber von 1830 bis 1914, daß sie es verstanden haben, fast gar nichts über die Grenze dringen zu lassen von dem Kampf, den in Belgien nicht eine sprachliche Minderheit, sondern die Mehrheit um ihr gutes Recht führen mußte. Mit größter Folgerichtigkeit wurden die Schlagworte von der einheitlichen belgischen Nation, dem belgischen Nationalgeist und der belgischen Volksseele bei allen Staatskundgebungen, in allen Schulbüchern und allen französisch geschriebenen Zeitungen Belgiens — die flämischen drangen ja nicht ins Ausland — festgehalten. Seltsam ging es dann dem Fremden, der nach Belgien kam. Er entdeckte zwei Volksstämme, deren verschiedener Rassetypus unverkennbar war und deren Sprache so gänzlich verschieden wie das Deutsche und Italienische in Süd-Tirol! Beide Volksstämme, die Flamen wie die Wallonen, gehören zu den begabtesten Europas. Die Wallonen im Südwesten Belgiens, um Lüttich und Namur, sind die älteren im Lande; sie sind die Nachkommen der keltischen Belgier, die Julius Cäsar als Feinde kennen lernte und denen er das Zeugnis gab, sie seien von all den tapferen keltischen Volksstämmen der tapferste. Ihre Sprache ist ein französischer Dialekt, der in der Schrift durch Beibehaltung der im Französischen fehlenden Buchstaben K und W auffällt. Die Flamen, die die Nordwesthälfte Belgiens mit Gent, Brügge und Antwerpen bewohnen, stammen von den ebenso tapferen germanischen Eroberern der Völkerwanderungszeit, den Mannen Chlodwigs und Karls des Großen ab. Mit ihren holländischen Nachbarn und den Buren in Südafrika haben sie bei allen Abweichungen der Mundart die niederländische Schriftsprache gemein. Ihre nächsten Stammes- und Sprachverwandten außerhalb der niederländischen Sprachgemeinschaft sind die deutschen „Niederfranken“ um Krefeld, Düsseldorf und Wesel; aber auch ein „Mittelfranke“ aus Aachen oder Köln kann sich noch leicht in der Mundart seiner Heimat mit ihnen verständigen.

Gemeinsam ist beiden Volksstämmen die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und das Staatswesen, zu dem sie schon im Mittelalter zusammenwuchsen. Für dieses haben allerdings die Flamen, im Kampf gegen Frankreich, das Beste getan. Die Bürger Flanderns waren es, die in der berühmten Sporenschlacht von Kortrijk 1302, unter Führung Wilhelms von Jülich, die französische Ritterschaft bis zur Vernichtung schlugen. Doch darf man nicht etwa bei den wallonischen Bauern und Kohlenbrennern irgendeine Hinneigung zum französischen Staate vermuten. Unter den Habsburgern waren vielmehr gerade die wallonischen Regimenter durch ihre Landes- und Kaisertreue berühmt.

Nicht von den wallonischen Nachbarn kam dem Flamentum die Gefahr, seine Sprache und Stammesart zu verlieren. Diese Gefahr entsprang in seiner eigenen Mitte! Die französische Lebensart, die französische „Courtoisie“ und damit auch die französische Sprache galt bei Hofe und beim Adel als die eigentlich vornehme. Die Flamen, die so wacker gegen die Franzosen kämpften, waren von französisch erzogenen Edelleuten befehligt, welche die Sprache ihrer eigenen Leute kaum verstanden. Die Grafen und Herzöge von Brabant und Flandern, welche die Unabhängigkeit von Frankreich ihren flämischen Untertanen verdankten, regierten diese durch ihre Zentralverwaltung in französischer Sprache. Die Bürger mußten sich dagegen zur Wehr setzen; 1405 erreichten sie von Herzog Johann die erste belgische „Sprachverordnung“, wonach der höchste Gerichtshof, der Rat von Flandern, auf Wunsch der Parteien nicht französisch, sondern flämisch verhandeln mußte. 1477 wurde der Herzogin Maria, der Gattin Kaiser Maximilians, ein Privileg abgetrotzt, das jeder künftigen mißbräuchlichen Anwendung des Französischen einen Riegel vorschieben sollte.

Dann aber wurden die flämischen Bürger selbst von der vornehmen französischen Mode ergriffen. Alles, was Reichtum, Bildung und politischen Ehrgeiz besaß, begann das Flämische zu verachten. Der belgische Philosoph Geulincx erklärte 1633 Flämisch für eine Provinzsprache, gut genug, „in der Küche und in der Kneipe“ gesprochen zu werden. Ein französischer Jesuit schrieb 1671, das bessere flämische Bürgertum verachte die flämische Sprache. „Die Brüsseler Damen,“ sagt er, „sind nicht weniger auf unsere Bücher als auf unsere Moden begierig. Sogar das niedere Volk teilt, so roh es auch ist, hierin den Geschmack der anständigen Leute.“ Die Habsburgischen Regenten des Landes änderten hieran nichts: sie sprachen ja alle Französisch und waren froh, nicht noch Flämisch lernen zu müssen. Auf die Habsburger folgte von 1794 bis 1815 die französische Herrschaft, die natürlich auch die französische Sprache begünstigte. 1815 bis 30 war Belgien mit Holland vereinigt, das die Herrschaft des Niederländisch-Flämischen in den flämischen Provinzen und seine Gleichberechtigung in den wallonischen durchzusetzen suchte.

1830 wurde durch den Abfall von Holland das moderne „Belgien“ geschaffen. Seine Verfassung sprach die Gleichberechtigung der französischen und der flämischen Sprache aus. Aber diese stand lediglich auf dem Papier. Tatsächlich drohte dem Flämischen gerade jetzt der völlige Untergang. Die französische Mode, die Schwärmerei für die französische „Zivilisation“ — die gegenwärtig dieselbe Rolle spielt wie im Mittelalter die französische „Courtoisie“ — erreichte in dem Jahrzehnt von 1830 bis 40 ihren Höhepunkt. Gegen die völlige Französierung der Flamen in Sitte, Gesinnung und Sprache, in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Schule erhob sich seit 1840 die flämische Bewegung. Getragen von einer kleinen, aber stetig wachsenden Schar zielbewußter Männer, suchte sie Schritt für Schritt erst die Zulassung, dann die Gleichberechtigung des Flämischen zu erkämpfen. Je stärker die flämische Bewegung wurde, desto stärker erhob sich auch der Widerstand der wallonischen Führer und erst recht ihrer Verbündeten, der verwelschten Flamen, der „Französlinge“ oder „Fransquiljons“. Erst 1868 wurde die erste flämische Rede im belgischen Parlament gehalten; erst 1873 der Gebrauch des Flämischen in den Gerichtssälen der flämischen Provinzen für zulässig erklärt; erst 1890 ging die Bestimmung durch, daß die Beamten in den flämischen Provinzen die flämische Landessprache verstehen müßten.

Wohlgemerkt: Es ist nicht die Minderheit, sondern die Mehrheit, die sich solche Abschlagszahlungen von der Minderheit erkämpfen mußte.

Es sprachen nämlich nach der Volkszählung von:

	1880	1910
nur Flämisch	2 485 000	3 220 000
nur Französisch	2 230 000	2 833 000
Flämisch und Französisch . .	424 000	871 000

Aber freilich, diese Mehrheit bestand fast nur aus Bauern, Arbeitern und Handwerkern, nur unter dem „niederen Volk“, nicht unter den „anständigen Leuten“, nur in „Küche und Kneipe“, nicht im Salon. Die Führer der Flamen erkannten deshalb bald, daß es darauf ankomme, den ihrem Volkstum treugebliebenen Stammesgenossen den Aufstieg durch alle Stufen der Bildung zu ermöglichen. Sie setzten durch, daß auf allen mittleren und höheren Schulen zwei Unterrichtsfächer in flämischer Sprache gelehrt werden müßten, und daß diese Bestimmung auch auf die Volksschulen der zweisprachigen Landesteile, also vor allem der Hauptstadt Brüssel, ausgedehnt wurde. Die Sache aber, die den Flamen am meisten am Herzen lag, war von Anfang an die Vlaamsche Hoogeschool, die Universität mit flämischer Unterrichtssprache.

1840, als sie eine solche zum erstenmal im Parlament verlangten, gab es in Belgien zwei französische Universitäten; 1912, als sie ihren Antrag zum letztenmal wiederholten, bereits vier. Trotzdem erregte die Forderung, daß eine einzige Universität, die in der rein flämischen Stadt Gent gelegene, niederländische Vorlesungssprache erhalten sollte, die Entrüstung der „Franskiljons“. Der „französische“ Genter Professor de Wetter erklärte die geplante Umwandlung für ein „barbarisches Werk“. 1914 aber mußte der Ministerpräsident de Brocqueville, um sich nicht durch die Erbitterung der Flamen die „Wahlen zu verderben“, das verhaßte Zugeständnis machen. Er versprach während der Wahlbewegung, daß die Regierung „sich mit einer Neuordnung der Lehrsprache an der Universität Gent befassen wolle“. Bei ehrlicher Auslegung des Versprechens konnte das nur heißen, daß allmählich statt der französischen die flämische Vorlesungssprache eingeführt werden sollte. Die Flamen jedoch trauten dem Frieden nicht ganz. Denn bisher hatten sie immer wieder die Erfahrung machen müssen, daß die schönsten Gesetze und Verordnungen ihnen nicht viel nützten, daß die „Franskiljons“ immer wieder verstanden, sie durch die Art der Auslegung und Ausführung in ihr Gegenteil zu verkehren. So wurde das Gesetz über die zwei flämischen Unterrichtsfächer in vielen Schulen dadurch vereitelt, daß man dem Flämischen die technischen Fächer zuwies. Das heißt, die flämischen Kinder mußten Lesen und Schreiben in französischer Sprache lernen und durften dafür in ihrer Muttersprache turnen und zeichnen!

In dieser Lage hat nun die deutsche Regierung Wandel geschafft. Sie tat weiter nichts, als daß sie in Belgien den geltenden belgischen Gesetzen Achtung verschaffte und sie ihrem Wortlaut und ihrem Sinn gemäß ausführte. So hat sie sich schon im Herbst 1914 mit der Durchführung des kurz vorher erlassenen Volksschulgesetzes den Dank aller unbefangenen Flamen erworben. Nun hat sie einen weiteren Schritt getan, der den höchsten Wunsch der Flamen seiner Verwirklichung entgegenführt. Sie hat das Versprechen des Ministeriums de Brocqueville eingelöst. Am 30. Dezember 1915 ist durch den Generalgouverneur v. Bissing angeordnet worden, daß in den Etat des Jahres 1916 die Summen eingestellt werden, die erforderlich sind, um die Umwandlung der Universität Gent in eine flämische in die Wege zu leiten. Zugleich sollen die für die Neugestaltung des Unterrichts notwendigen organisatorischen Maßnahmen von fachkundiger Seite in Angriff genommen werden.

Die Französlinge wissen die Gefahr, die ihnen droht, richtig einzuschätzen. Sie haben den Schlag zu vereiteln gesucht, indem sie aussprengten, die deutsche Regierung beabsichtige, in Gent hochdeutsche Vorlesungen halten zu lassen, um die Flamen zu germanisieren. Der plumpe Trick ist mißlungen, die flämische Presse hat den großen Erfolg ihrer Sache mit unverhohlenem Jubel begrüßt. „Eine Freudennachricht von größter Bedeutung“ hat die „Gazet van Brüssel“ die Anordnung des Generalgouverneurs genannt, und mit ihr haben „Het Vlaamsche Nieuws“ und „De Vlaamsche Post“ dem Deutschen Reiche den Dank des flämischen Volkes ausgesprochen, dessen nationale Zukunft durch diese weise Tat gesichert werde.

Es ist eine alte Ueberzeugung der Flamen: was sie einmal bekommen hätten, das ließen sie sich unter keinen Umständen wieder nehmen. Wie darum auch der Ausgang des Krieges über Belgien entscheiden möge, eine Wiederkehr der Epoche, wo eine führerlose Mehrheit durch die dem eigenen Volkstume entfremdeten Vorkämpfer einer fremden Zivilisation in Unmündigkeit erhalten wurde, ist für immer ausgeschlossen. Sie ist es dank der gerechten und staatsmännischen Maßnahmen eines deutschen Generalgouverneurs. W. H.

An das deutsche Heer, die Marine und die Schutztruppen!

Kameraden! Ein Jahr schweren Ringens ist abgelaufen. Wo immer die Überzahl der Feinde gegen unsre Linien anstürmte, ist sie an Eurer Treue und Tapferkeit zerschellt. Überall, wo ich Euch zum Schlagen ansetzte, habt Ihr den Sieg glorreich errungen.

Dankbar erinnern wir uns heute vor allem der Brüder, die ihr Blut freudig dahingaben, um Sicherheit für unsere Lieben in der Heimat und unvergänglichen Ruhm für das Vaterland zu erstreiten.

Was sie begonnen, werden wir mit Gottes gnädiger Hilfe vollenden.

Noch strecken die Feinde von West und Ost, von Nord und Süd in ohnmächtiger Wut ihre Hände nach allem aus, was uns das Leben lebenswert macht. Die Hoffnung, uns im ehrlichen Kampf überwinden zu können, haben sie längst begraben müssen. Nur auf das Gewicht ihrer Masse, auf die Aushungerung unsres ganzen Volkes und auf die Wirkungen ihres ebenso frevelhaften, wie heimtückischen Verleumdungsfeldzuges auf die Welt glauben sie noch bauen zu dürfen.

Ihre Pläne werden nicht gelingen. An dem Geist und dem Willen, der Heer und Heimat unerschütterlich eint, werden sie elend zuschanden werden: dem Geist der Pflichterfüllung für das Vaterland bis zum letzten Atemzug und dem Willen zum Siege.

So schreiten wir denn in das neue Jahr vorwärts mit Gott zum Schutz der Heimat und für Deutschlands Größe.

Großes Hauptquartier,
d. 31. Dezember 1915.

Wilhelm. I. R.

Henry Ford und seine Friedensreise

Wer die Amerikaner als eine Nation von kaltherzigen Dollar-Anbetern betrachtet, ist nicht klüger, als Leute, die Deutschland als das Land des „Militarismus“ verklagen. Ein Mann, wie Henry Ford, der ohne eignes Interesse auszog, um mit den Waffen des gesunden Menschenverstandes den Krieg zu besiegen, ist mindestens ebenso typisch amerikanisch, wie die Masse der „neutralen“ Kriegslieferanten. Bernhard Dernburg, der Amerika nicht nur durch seine jüngste Betätigung kennt, nennt in der „Vossischen Zeitung“ diese Art von Menschen von leicht beweglicher Seele, starker Erregbarkeit und übertriebener Empfindung — weil ihnen der Maßstab für die Realität fehlt — den großen Untergrund und den besten Teil des amerikanischen Volkes. Weiter sagt er über den vielverspotteten Idealisten, der alsbald enttäuscht nach Amerika zurückkehrte:

Es wird erzählt, daß Henry Ford einem Berichterstatter in Christiania als Antwort auf die Frage nach seinen Absichten das Modell eines Benzinmotorpfluges gezeigt habe, der bei geringen Kosten die Arbeit von sechs Menschen leisten könne, und Ford habe gesagt, „damit werde man den Frieden herbeiführen, denn statt Kanonen und Geschossen könnten die Fabriken mindestens ebenso lohnend diesen Pflug fabrizieren, dessen Idee er der ganzen Welt schenke. Statt Unzählige ins Unglück zu bringen, könne man Unzählige glücklich machen, ohne daß die Existenz eines einzelnen in Frage gestellt werde.“ So naiv das klingt, zeigt es den Gegensatz, in dem das bürgerliche Amerika, besonders die Frauenwelt, sich zu den Kräften befindet, die als Hauptlieferanten der europäischen Kriegführenden dem Präsidenten Wilson ermöglichen, die Temperatur für eine Wiederwahl zu schaffen, durch Verbreitung der Fiktion einer allgemeinen „Prosperität“ in den Vereinigten Staaten. Denn so ist es einmal dort drüben: eine Regierung, unter der man leicht viel Geld verdient, ist eine gute Regierung und verdient, wiedergewählt zu werden. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Umgebung des Herrn Ford auf dem „Oskar II.“ im wesentlichen aus führenden Frauen und Freunden des Frauenwahlrechts bestanden hat, und daß der Streit, der während der Ueberfahrt getobt hat, sich zwischen diesen unter der Führung der redegewaltigen ungarischen Suffragistin Frau Rosika Schwimmer einerseits und den zahlreichen Reportern, Photographen und Filmmachern anderseits abgespielt hat, deren „Prosperität“ gleichfalls zu nicht geringem Grade von der Fortsetzung der Waffenlieferungen abhängt.

Schon vor der Abreise machte sich dieser Gegensatz geltend. Im Staatsdepartement in Washington wurde die Frage studiert, ob nicht die Fordsche Friedensaktion einen unneutralen Akt darstelle, und ob man ihr deshalb nicht die Pässe verweigern dürfe. Das ging denn nun doch nicht. Aber das offizielle Amerika hat sich nicht nur ostentativ von Herrn Ford ferngehalten, wozu es das Recht hat, sondern man hat ihm auch allerhand Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so z. B. sind die Pässe nach den übrigen neutralen Staaten Europas — wie man hört — seitens der amerikanischen Vertreter den Mitgliedern der Expedition verweigert worden, und die amerikanische Presse, die sonst Herrn Ford als den Prediger einer neuen wirtschaftlichen Moral gepriesen hatte, hat, hat ihn mit Spott und Hohn übergossen. Denn freilich, Henry Ford hat schon manches zuwege gebracht. Es wäre doch recht übel, wollte er sogar einen Frieden zuwege bringen! „Solange sich die Völker Europas zerfleischen, solange wir den Sieg des preußischen Militarismus durch Waffenlieferungen an die Alliierten aufhalten können, je länger der Krieg dauert, desto besser für Amerika; einem entkräfteten, ausgepowerten, verschuldeten Europa wird ein frisches, angemästetes, goldüberfließendes Amerika gegenüberstehen. Aus der Nation der Schuldner, die wir noch im Jahre 1914 gewesen sind, werden wir eine Nation der Gläubiger, die die Wechsel von England und Frankreich, Rußland und Italien im Portefeuille hält. Solang Europa gelähmt ist und zerrissen, ist die beste Zeit, sich des Handels mit Südamerika und dem Osten zu bemächtigen. Mit Deutschland und den angrenzenden europäischen neutralen Ländern dürfen wir ja keinen Handel treiben. Für diesen Ausfall ist uns eben von England gütigst Südamerika überlassen, und die Lieferung von Kriegsmunition und Proviant für England und seine Freunde. Henry Ford, der begeisterte Phantast, will diesen schönen Zustand stören — reißt ihn in Stücke!“ Das ist ungefähr der Unterton der amerikanischen Presse des Ostens gewesen, und selbstverständlich in England und im Lager der Alliierten schrieb man's nicht anders, und wie sollte man's in Norwegen erwarten, dem Lande, das wie kein anderes Englands Zuckerbrot, die enormen Gewinne aus der Schiffahrt, und seine Peitsche, die Knechtung seiner Industrie, zu kosten bekommt. Schade nur, daß man auch in Deutschland, freilich aus anderen Gesichtspunkten, eine ähnliche Tonart — mindestens in einem Teile der Presse — angeschlagen hat; Politik ist nun einmal nicht unsere starke Ader.



Amerikanisches Scherzbild
Der Kriegsgott und Mr. Henry Ford
Aus dem „Syracuse Herald“

Henry Ford ist ein Selbstdenker. Seine Schulbildung ist die der großen Masse der Amerikaner. Die Vorliebe für die Beschäftigung mit religiösen Betrachtungen teilt er mit der breiten Schicht, aus der er entsprungen ist. Was jetzt in Europa vor sich geht, ist ihm furchtbar und unfaßlich. Wie den meisten Amerikanern ist ihm europäische Politik ein Buch mit sieben Siegeln. Er sieht nur, wie sich die Völker, die sich alle Christen nennen, aufeinander stürzen, wie sie sich unter Anrufung desselben Gottes in der raffiniertesten Weise töten, des Gottes, der da gebietet: „Du sollst nicht töten“ und „Liebe Deine Feinde“, und nicht nur an den europäischen Nationen wird Ford irre, sondern an der ganzen Lehre, an dem ganzen Glauben, der ihm wie ihnen verkündet ist.

Diesem Mann ist schon mancherlei geglückt. Vor 13 Jahren noch ein kleiner, unbemittelter Schlosser, ist er heute ein Mann von einem fabelhaften Einkommen. Er beschäftigt in seiner Automobilfabrik in Detroit viele Tausende von Arbeitern, und hat es durchgesetzt, daß er jedem dieser Arbeiter ganz kurz, nachdem er bei ihm eingetreten ist, einen Tagelohn von nicht unter 20 Mark bezahlen kann. Dadurch, daß er die Arbeit absolut mechanisiert und standardisiert, sie so in unzählige kleine gleichartige Verrichtungen zerlegt hat, kann er nicht nur ungelernte Arbeiter in seinem Betrieb aufnehmen, sondern sie beinahe an jeder Stelle in denselben einfügen. Man fragt sich: Wie ist es möglich, ohne Rücksicht auf die Leistung jedermann einen auch für amerikanische Verhältnisse außerordentlich hohen Lohn zu zahlen? Aber das System ist derartig, daß es zum großen Teil nicht von dem Eifer oder Mangel an Eifer des betreffenden Arbeiters abhängt, wie stark seine Leistung ist. Es ist die Art der Verrichtung, die den Arbeiter zu einer gewissen Leistung veranlaßt und zwingt.

Der Gedanke der Gemeinschaft der Interessen an der nützlichen Arbeit und des Rechts des einzelnen auf eine verständige Anteilnahme an den Gütern der Welt durch geeignete Organisation ist das für Ford Charakteristische. Seine sämtlichen Abnehmer des Jahres 1914-15 hat er so in den Dienst seiner Sache gespannt. Er erklärte: „Im Jahre 1913-14 habe ich 250 000 Automobile verkauft, der jährliche Fortschritt ist ungefähr soundsoviel gewesen. Mein Automobil kostet in diesem Jahre 430 Dollar; für den Fall aber, daß ich 300 000 Automobile verkaufe, bin ich in der Lage, jedem Abnehmer nachträglich einen Rabatt von 50 Dollar zu geben“, und jeder Käufer war natürlich von dem Tage an ein Agent, ja ein Teilhaber für das betreffende Jahr an der Automobilfabrik. In der Tat sind die 300 000 Stück nicht nur erreicht, sondern erheblich überschritten worden. Der Rabatt auf 300 000 Stück à 200 M. macht in runder Summe 60 Millionen Mark aus. Ich frage: wie würde sich der Durchschnittsunternehmer, ein Europäer oder Amerikaner, bei derartigen Geschäftsaussichten benommen haben? Würde er nicht versucht haben, zehn Millionen für Reklame auszugeben, um fünfzig Millionen Mark mehr für sich zu behalten? Aber das ist das Eigentümliche an diesem Mann einfacher und großzügiger Konzeption. Darnach wird man begreifen, daß das Einkommen der Gesellschaft im letzten Jahre trotz aller Abzüge etwa 90 Millionen Mark gewesen ist, von dem Herr Ford — wie man mir sagt — 85 v. H. für sich bezieht. . . .

Führende Männer im Weltkrieg

17. Erich von Falkenhayn

Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres, Ritter des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, Ehrendoktor der Universität Berlin, à la suite des 4. Garde-Regiments zu Fuß.

Es kommt mir wie eine Vermessenheit vor, über den Mann, der heute als rechte Hand unseres obersten Kriegsherrn die Geschicke unseres im Felde stehenden Volkes in Waffen leitet, zu schreiben. Wenn ich es dennoch tue, so geschieht es, weil es mir in meinem Leben mehr als einmal vergönnt war, Erich v. Falkenhayn gegenüberzustehen oder als Gast in seinem Hause zu weilen.

Der Werdegang des jetzigen Führers der Millionen im Felde stehenden Deutschen ist im allgemeinen bekannt. Falkenhayn ist der Sproß einer altadligen Familie, die vor Jahrhunderten im Meißnischen gesessen hat. Seine Ahnen sind in blanker Rüstung und federgeschmücktem Helm unter dem Falkenhaynschen roten Jagdhorn im silbernen Felde, dem Wappenbilde des Geschlechtes, dahergeritten, um ihr Leben für ihren Herrscher und ihr Heimatland dort in die Schanze zu schlagen, wo es von ihnen verlangt wurde. So mancher Falkenhayn saß auch als fürstlicher, herzoglicher oder kurfürstlicher Beamter mit erblichem Titel im Schlosse seines Herrn. Die Chronik nennt uns zum Beispiel schon in frühen Zeiten einen Balthasar de Falkenhayn, der im Jahre 1504 Fürstlich Liegnitzischer Ober-Küchenmeister war. So mancher andere Falkenhayn ackerte im Laufe der Jahrhunderte nicht nur seinen Grund und Boden oder trug des Königs Rock, sondern saß auch hinter den Büchern. Um einen der letzten herauszugreifen: Der Chef des Stabes hat einen Bruder, Geheimrat von Falkenhayn, im Ministerium des Innern, bekannt als Urheber der preußischen Wahlreformvorlage. Der österreichische Zweig des Geschlechtes Falkenhayn ist schon lange in den Grafenstand erhoben. Der letzte Träger des gräflichen Titels lebt in Berlin. Mit ihm, der kinderlos ist, wird die gräfliche Linie erlöschen.



Phot. Talbot

Erich von Falkenhayn
der deutsche Generalstabschef bei der historischen Zusammenkunft mit der bulgarischen Heeresleitung in Paracin
Von rechts nach links: (1) Falkenhayn, (2) Kronprinz von Bulgarien, (3) Generalmajor v. Seeckt, (4) Generalmajor Tappen, (5) bulgarischer Generalissimus Jeloff, (6) Generalfeldmarschall v. Mackensen

Uebrigens ist der genealogische Anschluß der protestantischen preußischen Falkenhayns und der katholischen österreichischen gräflichen Linie desselben Namens verloren gegangen. Das Wappen ist jedenfalls dasselbe und daher der gemeinsame Ursprung der Abstammung wohl sicher.

Die Falkenhayns haben ihre Scholle beackert, wie es unser Uradel seit einem Jahrtausend in deutschen Landen stets getan hat. Daß seine Söhne kein schlechtes Blut in den Adern haben, das beweisen die langen Listen derer, die den Heldentod früher für ihr engeres Vaterland und später für Kaiser und Reich gestorben sind.

Einer der besten aus altem, vornehmem Hause, die uns dieser Krieg gegeben hat, ist sicherlich Erich von Falkenhayn. Er ist auf dem Lande geboren. Sein Vater besaß ein Rittergut in Westpreußen. Nach guter, alter preußischer Sitte ließ er seine Söhne in dem von Friedrich Wilhelm I., dem großen Soldatenkönig, gestifteten Kadettenkorps erziehen. Auch über diese Kadettenerziehung, der ich selbst zusammen mit zwei Brüdern die Grundlage für meinen Lebensgang verdanke, ist vor dem Kriege so manches bittere und spöttische Wort gefallen. Ich habe oft genug mit anhören müssen, wie man über diese „falsche, einseitige und für das Leben so gänzlich ungeignete" Vorbildung des Kadettenkorps herzog. Wer in der Welt stand und es zu etwas gebracht zu haben glaubte, sah mit einem fast mitleidigen Lächeln auf den herab, der seine Schulbildung „nur" im Kadettenkorps bekommen hatte. Wie oft habe ich es bitteren Herzens gehört: „Ach so, er war ja nur Kadett!" Man gehe nur einmal nach Groß-Lichterfelde in den Ehrensaal der Hauptkadettenanstalt. Man sehe sich dort einmal die Tausende und Abertausende von Namen derer an, die ihr Leben willig und freudig auf den vielen Schlachtfeldern, auf denen Deutsche gestorben sind, hingegeben haben. Vielleicht wird mancher staunen. Vielleicht wird sich auch einer mal die Mühe nehmen, zu vergleichen und herauszurechnen, wieviel Kadetten im Vergleich zu den übrigen gefallen sind. Da wird mancher zu einem überraschenden Ergebnis kommen. Manch anderer wird vielleicht ebenso überrascht sein, wenn er hört, ein wie außerordentlich hoher Prozentsatz unserer höchsten Führer aus dem Kadettenkorps hervorgegangen ist. Ich will hier nur zwei Namen nennen, und sicherlich wird mir auch keiner nur ein Wort zu entgegnen wagen: Hindenburg und Falkenhayn. Das sind die beiden Besten, die das Kadettenkorps unter den lebenden Soldaten hervorgebracht hat. Wir Kadetten sind auf diese beiden auch ganz besonders stolz.

Doch nun zurück zu Falkenhayn. Er trat aus dem Kadettenkorps in das Infanterieregiment 91 ein, war in diesem schnell beliebt und wurde in jungen Jahren Bataillons- und Bezirksadjutant. Er war einer von denen, die als junge Offiziere bereits den ausgesprochenen Ehrgeiz bewiesen, in ihrem Berufe Besonderes zeigen zu wollen. So machte er die Kriegsakademie durch, wurde bald darauf zum Generalstabe kommandiert und in die große „Bude" versetzt, wo damals schon seine Vorgesetzten seine außerordentliche Arbeitskraft, seine merkwürdige Uebersicht komplizierter Verhältnisse und den ruhigen, ihm angeborenen Takt hochschätzten. Der Hauptmann von Falkenhayn wurde im März 1893 Truppengeneralstäbler im Stabe des IX. Armeekorps. Späterhin übernahm er eine Kompagnie im Infanterieregiment von Borcke, 4. Pommerschen Nr. 21. Das ist bis dahin der durchaus normale Weg eines preußischen Offiziers, der bereits in jungen Jahren den Drang in sich fühlt, nicht im Einerlei des Garnisonlebens die sogenannte Ochsentour der militärischen Stufenleiter zu erklettern, sondern über die große Bude, unseren Generalstab am Königsplatz als Sprungbrett, über so manchen weniger Glücklichen und — man kann wohl ruhig sagen — weniger Begabten und Fleißigen, hinwegzusetzen. Unser Generalstab bedeutet den schärfsten Kampf ums Dasein, den man sich denken kann. Es ist das Ringen um die Palme, den höchsten Preis, der heute Erich von Falkenhayn zugefallen ist. Dieser ewige stille Kampf spielt sich nicht so ab, wie irgendwo anders im geschäftlichen oder sonstigen menschlichen Dasein. Der Kampf geht unter schärfster Innehaltung der gesellschaftlichen Form vor sich, er ist aber darum nicht um einen Grad weniger erbittert, als irgendwo anders auf Erden, wo Menschen ringen, in die Höhe zu kommen. Ich glaube, daß jeder, der unsere Generalstäbler kennt, vor ihnen eine unbegrenzte Hochachtung haben wird. Sie sind in ihrer Art die Auswahl des Besten vom Besten. Unser Generalstab kennt noch keinen achtstündigen Arbeitstag. Unsere Herren mit den himbeerfarbenen Hosenstreifen haben vierundzwanzig Arbeitsstunden am Tage, und man sagt — eigentlich sogar noch mehr. Trotzdem sind sie ihrer sprichwörtlichen Liebenswürdigkeit und der tadellosen Form ihres Auftretens wegen bekannt. Wir Deutsche sind deshalb auch besonders stolz auf unseren Generalstab, das Gehirn unserer Armee, die Elite unseres Offizierkorps, die Besten, Klügsten und Fleißigsten ihres Standes, und Erich von Falkenhayn ist der Chef des Ganzen.

Noch manche werden sich der Tage erinnern, als der alte schlaue chinesische Fuchs Lihungtschang in Deutschland weilte. Man knüpfte damals große Erwartungen an seinen Besuch, die sich nur zu einem geringen Bruchteil erfüllt haben. Li kam seinerseits her, um trotz seiner mehr als siebzig Jahre noch bei uns zu lernen. Er sah besonders, daß die uralte Art chinesischer Politik, die er bis dahin betrieben hatte, in der neuen Zeit nicht mehr so recht zog. Die Welt war unterdessen zu einer Politik der Tatsachen übergegangen. Bluff war nicht mehr die Seele aller Verhandlungen. Wer ein großes Heer, dicke Kanonen, Kriegsschiffe und Festungen hinter sich hatte, der hatte wohl viel mehr in Händen, als die in den schönsten Büchern seit Jahrtausenden niedergelegten Erfahrungen. Das sah der alte Fuchs mit der ihm merkwürdigen eigenen Klarheit. Deshalb bat er um deutsche Instrukteure für sein Heer. Falkenhayn war einer von denen, die dem Rufe nach China folgten, und die besonders in der Kriegsschule in Wutschang am Yangtsestrom Großes und Bleibendes geleistet haben, denn noch heute ist sein Name dort in bestem Andenken. Auch diese Etappe seines Lebens ließ Erich von Falkenhayn nicht ungenutzt. Die Jahre in China waren für ihn nicht verlorene gewesen. Er hatte auf diese Weise den großen Vorteil, in verhältnismäßig ungezwungener Form fremde Länder und Völker zu sehen. Ich betrachte das als ein großes Glück und erachte das Fehlen solcher Reisen bei den führenden Leuten eines Weltstaates als einen ausgesprochenen Mangel. Wie kann ein Mann, der niemals andere Völker, andere Länder, ihre Sitten, Gebräuche sah, deren wirkliche Wünsche und Ziele verstehen und würdigen, wenn er sie nur in der Theorie kennen gelernt hat und nicht weiß, auf welchen praktischen Grundlagen sie entstanden sind? Meine kurzen Unterhaltungen mit dem jetzigen Chef des Generalstabes des Feldheeres im Winter 1913-14 über die Zustände in China und die Zukunft Ostasiens haben mir deutlich bewiesen, daß meine Theorie im Falle Falkenhayn die richtige ist. Heute, wo der Leiter des Heeres eines Weltstaates mindestens ebenso viel Politiker und Diplomat wie Stratege sein muß, ist das Obige natürlich außerordentlich wichtig. Sicherlich ist Falkenhayn ein sehr umfassender Geist. Aber ohne Frage haben gerade sein mehrfacher Aufenthalt im Auslande und seine großen Reisen dazu beigetragen, daß er heute die strategischen Maßnahmen, soweit sie auf der äußeren Politik Deutschlands basieren, mit der allgemeinen Weltlage so geschickt in Einklang zu bringen versteht.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts sah Erich von Falkenhayn wieder in der Heimat. Er kam in den Generalstab und in diesem zum neuen Gouvernement Kiautschou.

Dann kam das Boxerjahr. Falkenhayn war inzwischen Major geworden und Generalstabsoffizier im Stabe der deutschen Truppen. Er machte mit diesen mehrere Gefechte mit und holte sich für seine Tapferkeit den Kronenorden mit Schwertern. In dieser Zeit begann sein Stern zu steigen. Schon im Jahre 1901 war er ein in Nordchina allgemein bekannter Mann. Er war damals Generalstabsoffizier beim Stabe der in China verbleibenden ostasiatischen Besatzungs-

brigade. Ich war um jene Zeit ein junger leichtsinniger Leutnant in der Feldartillerie derselben Brigade, der sich weniger mit den Wissenschaften, dafür aber um so mehr mit den Rennpferden beschäftigte. Ich kann wohl heute sagen, daß uns Leutnants der Chef des Stabes, Major von Falkenhayn, etwas unheimlich war. Wir, die wir ein lustiges Leben führten, hatten eine gewisse Angst vor ihm, den schon damal ein außerordentlicher Nimbus umgab. Der vorzüglich aussehende hochgewachsene Offizier, immer tadellos angezogen, der Typ eines vornehmen Mannes, galt uns als die verkörperte Arbeitskraft. Wir wußten, daß dieser Mann geradezu unglaublich arbeiten konnte, daß er alles schnell erfaßte, treffend und durchgreifend entschied, kurzum, daß er alles wußte, ferner, daß er fast alle lebenden Sprachen so beherrschte, wie man es nur selten findet, und — wir wußten ebenso, daß wir uns vor diesem Manne mit unserem Wissen und Arbeiten nicht sehen lassen konnten. Der wußte doch alles besser. Kurzum, wir hatten damals eine unbegrenzte Hochachtung vor ihm und bewunderten ihn außerordentlich. Ich kann wohl heute mit vielen anderen das gleiche sagen. Jeder von uns da draußen in China war damals begeistert von ihm und felsenfest davon überzeugt, daß dieser Mann einmal etwas sehr Großes werden mußte.

Falkenhayn saß zu jener Zeit als deutscher Beirat in der sogenannten Tientsiner provisorischen Regierung. Das war die Verwaltung der nördlichen Provinz Chinas, die etwa ebenso groß ist wie Preußen. In derselben Regierung saßen Delegierte aller Länder der Erde und machten sich — wie das ja in solchen Fällen immer zu sein pflegt — nach Möglichkeit das Leben gegenseitig schwer. Dieselbe Regierung hatte auch mit dem diplomatischen Korps in Peking zu verhandeln, das seinerseits wieder mit der chinesischen Regierung langwierige und recht komplizierte Unterhandlungen pflog. Jeder von uns Offizieren da draußen wußte es ganz genau, Falkenhayn ist die Seele des Ganzen, vor Falkenhayn zittern sie alle, der hat sie alle in der Tasche einschließlich der sich dauernd zankenden Diplomaten in Peking. Falkenhayn ist es zu verdanken, daß der jetzige neue Kaiser von China vor den Toren seiner Hauptstadt jene moderne Handelsempore des Nordens hat, die Millionenstadt Tientsin. Diese Stadt war um 1900 herum nichts als ein übelriechender widerwärtiger Misthaufen. Die Boxerwirren brannten das, was die Chinesen Stadt nannten, zum großen Teil nieder. Falkenhayn ließ den Rest wegreißen und schuf eine neue moderne Stadt mit schönen breiten Straßen, mit modernen Brücken, mit Polizei, elektrischer Beleuchtung, mit neuen Bahnanlagen, mit Krankenhäusern, Verwaltungsgebäuden, Kasernen, elektrischen Bahnen, kurzum mit allem Drum und Dran, was wir zu einer modernen Stadt rechnen. Falkenhayn brachte es tatsächlich fertig, ein gesamtes großes Stadtwesen den riesenhaften Sprung von der Zeit vor Christi Geburt — so sah Tiensin früher wirklich aus — bis glatt in die moderne neue Zeit hineinmachen zu lassen. Das war Falkenhayn. So sahen wir ihn. Auch uns Leutnants, die wir die Geschehnisse der Welt sicherlich noch nicht so überblickten, wie der kluge Generalstäbler, der damals gerade erst vierzig Jahre wurde, wußten und fühlten es trotzdem, es ist nur Falkenhayn, dem es gelingt, aus diesem Wirrwarr der sich streitenden Menschen Großartiges zu machen.

Jahre darauf. Falkenhayn war nach Deutschland zurückgekehrt und durchlief von neuem die verschiedenen Stadien des bevorzugten Generalstabsoffiziers. Er führte ein Bataillon, war dann Chef des Stabes des XVI. Armeekorps, bekanntlich die schwierigste Stellung im ganzen Reiche. Falkenhayn war auch Abteilungschef im Großen Generalstabe, die Gnade seines Allerhöchsten Kriegsherrn machte ihn zum Kommandeur eines unserer schönsten Regimenter, des vierten Garde-Regiments zu Fuß. Dann war er wieder Chef des Stabes des IV. Armeekorps, und hierauf nahte sein großer Tag. Ihn, den verhältnismäßig noch jungen Offizier, der aber bereits eine glänzende Laufbahn hinter sich hatte, rief in der Zeit schwerer innerer Kämpfe das Vertrauen seines Kaisers auf den Posten, den vor ihm der große Roon mit so viel Erfolg innegehabt hat. Falkenhayn sollte das Schwert schärfen helfen, mit dem sich der deutsche Michel heute gegen die Feinde ringsum wehrt, mit dem er sie zu Boden geschlagen hat, nämlich unser Heer. Falkenhayn wurde Kriegsminister. Es war keine kleine Aufgabe, die ihm gestellt wurde. Es war die Zeit der großen Heeresvermehrung, die wir ebenso notwendig wie dringend brauchten, eine Heeresvermehrung, die so viel angefeindet wurde. Es war ferner die Zeit des Spionagegesetzes, die unglückliche Zeit des Zaberner Zwischenfalles. Falkenhayn kam und stand seinen Mann. Das können wir wohl sagen. Das Volk horchte auf. Das war ein anderer Ton von dem Platze aus, den der Kriegsminister im Reichstage innehatte, ein anderer Ton, als wir es von dieser viel angegriffenen Stelle aus bisher gewohnt waren. Allen denen, die wußten, was dem Reiche notwendig war und welche Gefahren ihm drohten, war dieser Ton sympathisch. Welch ein Glück, daß damals ein so kluger, wahrhaftiger und mit jugendlicher Energie begabter Mann die schwierigen Geschäfte übernahm.

Jetzt sind wir im Weltkriege. Ich vermag mich kürzer zu fassen. Eine Kritik oder auch nur Beleuchtung der Taten des Mannes, der der Chef des Generalstabes des Feldheeres ist, steht mir heute noch nicht zu. Was er geleistet hat, das wird die Geschichte aller späteren Zeiten sehr viel besser zu würdigen wissen, wie wir zurzeit Lebenden, die wir noch immer im Weltkriege stehen, es zu tun vermögen.

Oktober 1914 übernahm der Kriegsminister für den erkrankten Chef des Generalstabes des Feldheeres, von Moltke, die Geschäfte desselben. Was seitdem geschehen ist, das wissen wir alle. Der Riesenschlag auf der gesamten Ostfront, die vernichtenden Schlachten im Nordosten, der Durchbruch im Süden, die Zertrümmerung des russischen Heeres, die Aufhaltung der mit aller Energie — unter Anwendung alles dessen, was der Mensch zu seiner gegenseitigen Vernichtung erfunden hat — geplanten offensiven Durchbrüche auf der Westfront, der Balkanfeldzug und der Durchbruch zu unseren Verbündeten, der Türkei. Das sind kurz gesagt die vorläufigen Etappen zum endgültigen Siege. Das ist zum guten Teil Falkenhayns Werk, das einst eines der mächtigsten, vielleicht der staunenden Nachwelt kaum begreiflichen und faßbaren in der Weltgeschichte sein wird. Der **Kaiser** hat die hohen Verdienste Falkenhayns wiederholt aufs wärmste anerkannt, so neuerdings wieder zum Jahreswechsel in einer Kabinettsorder, in der es heißt:

> Ich will das Jahr 1915 nicht zu Ende gehen lassen, ohne noch einmal mit Dankbarkeit der großen militärischen Erfolge zu gedenken, die uns mit Gottes Hilfe in demselben beschieden gewesen sind. . . . . Schon heute ist auszusprechen, daß neben der zähen Tapferkeit und dem Heldenmut der Truppen, sowie ihrer mustergültigen, hervorragenden Führung, der planvollen, tatkräftigen und vorausschauenden Arbeit der obersten Heeresleitung das Verdienst hierfür gebührt. Unter Ihrer vorbildlichen, sicheren Leitung hat der deutsche Generalstab seine oft erprobte Tüchtigkeit von neuem bewiesen und sich im alten Rufe bewährt. Ihnen und Ihren Mitarbeitern gilt daher heute im besonderen mein Dank und meine höchste Anerkennung. Ich weiß deshalb auch, daß ich, wie ich mit dem deutschen Volke auch im kommenden Kriegsjahre der Umsicht und Tatkraft der Führer und der Tapferkeit unserer unvergleichlichen Truppen mit ruhiger Zuversicht vertraue, so auch weiterhin auf Ihre Hilfe mich unbedingt verlassen und auf Ihre erprobte Einsicht bauen kann.
>
> gez.: Wilhelm.

Wir sind noch nicht am Ende. Wir haben noch eine schwere Zeit vor uns, aber wir haben auch Vertrauen, volles Vertrauen. Der Mann, der unsere Heere bis hierher geführt hat, wird sie auch unbeirrt weiter zu dem Ziele führen, das uns den künftigen Frieden in Ruhe und Sicherheit vor boshaften Nachbarn verbürgt. Wir Deutsche haben sogar noch Vertrauen zu diesem Manne über den Augenblick hinaus, an dem die Waffen einmal ruhen werden. Wir hoffen, daß gerade er, Falkenhayn, es sein wird, der aus dem glorreich Errungenen des Heeres das Ergebnis für den künftigen Frieden herauszuziehen versteht.

Erich v. Salzmann.



Mutmaßliche Frontlinie

Die Front im Artois

Druck und Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof
Bestellungen bei den Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.